Die Mennonitische Rundschau

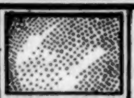
Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

38. Jahrg. Scottdale, Pa., 9. Juni, 1915. No. 23.

Der Mensch denkt — Gott lenkt

Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben; wie sollte er uns mit ihm nicht Alles schenken?

Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja, vielmehr, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns, Röm. 8, 31—34.



Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen, daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Gottes Erbarmen.

Gott, der so reich ist an Erbarmen,
Hat liebreich sich an uns erzeigt
Und sich zu uns verlornen Armen
In seinem eingen Sohn geneigt.

Das war sein Rat und Liebeswille,
Den er vor aller Zeit bedacht.
Nun hat uns seine Segensfülle
Auf einmal froh und reich gemacht.

Nicht brauchen wir uns hinzuquälen
Mit Werken, die auf Sand gebaut.
Jetzt gilt des Glaubens freies Wählen,
Der froh der Gottesgnade traut.

M. U.

Brenz, der Reformator von Württemberg.

Ein Bild von der großen Verwirrung und dem Druck, welchen die Evangelischen zur Zeit der Reformation erfahren mußten, sehen wir in der Geschichte des Reformators von Württemberg, Johann Brenz. Dieser war evangelischer Prediger in Schwäbisch-Hall, als die kaiserlichen Truppen daselbst einrückten (1547). Er ging dem Anführer entgegen, für sein Haus die gewöhnliche Befreiung von Einquartierung zu erbitten, und befahl den Seinigen, das Haus indessen wohl zu verschließen. Allein die Spanier, aus denen die kaiserlichen Truppen großenteils bestanden, umringten es, klopften mit ihren Hellebarden ungestüm an die Thür und begehrten Einlaß. Brenz kam dazu, that ihnen auf, setzte ihnen zu essen und zu trinken vor, verbarg indessen seine Papiere, flüchtete seine Familie und sich selbst und überließ das Haus den Soldaten. Am nächsten Tage kam ein spanischer Bischof, jagte die Soldaten aus dem Haus, quartierte sich selbst ein, durchsuchte das Haus, fand einige Briefe, die sich auf den König bezogen, worin Brenz die Bürger ermahnte, ihren Glauben zu vertheidigen; so kam der Befehl, ihn zu verhaften. Er flüchtete sich auf einen hohen Turm, wo er verborgen lag, bis es ihm gelang, mit den Seinen aus der Stadt zu entkommen. In schlechten Kleidern durchirrte er in einer kalten Winternacht die Wälder und kehrte nach Abzug der Soldaten in seine rein ausgeplünderte Wohnung zurück.

Späterhin schickte der kaiserliche Minister Granvella einen Abgeordneten nach Hall, um ihm den Brenz lebendig oder todt zu überbringen. Als dieser in die Stadt kam, stellte er sich anfangs sehr freundlich gegen Brenz und suchte ihn an sich zu locken. Aber es gelang ihm nicht und er griff daher zu einem anderen Mittel. Er rief den Rath zusammen und ließ ihn schwören, daß keiner von dem offenbare, was er jetzt im Namen des Kaisers mitteile. Hierauf teilte er ihnen seinen Auftrag mit und drohte mit des Kaisers Ungnade, wenn sie ihm nicht behülflich wären, ihn auszuführen. Aber glücklicherweise war der Rathsherr Büschler erst nach der Eidesleistung gekommen und er schrieb eilig auf einen Zettel: „Flieh, Brenz, so schnell als möglich," und schickte ihm den Zettel. Brenz war gerade beim Essen, als die Nachricht kam, stand auf vom Tische und ging schnell zur Stadt hinaus. Nicht weit vom Thore begegnete ihm des Kaisers Abgeordneter und fragte ihn: „Wohin wollt Ihr?" — „Zu einem kranken Freund," antwortete Brenz. — „Nun wohl, so kommt morgen zu mir zum Essen." — „Wenn Gott will!" sprach Brenz und eilte davon. Ein dichter Wald nahm ihn bei Tage auf, in der Nacht begab er sich zu seiner Familie in einem Nachbardorfe.

So trieb er's mehrere Wochen, während spanische Soldaten sein Haus plünderten. Endlich ließ er den Bürgern zu Hall erklären, er sei bereit, sein Amt wieder anzutreten. Aber die Antwort war, man könne ihn gegen den Kaiser nicht schützen, er solle sich eine andere Stelle suchen. Da nahm sich Herzog Ulrich von Württemberg dieses vertriebenen Mannes an und gab seinem Sekretär den Auftrag: „Bringe mir Brenz an einen sicheren Ort; sage mir aber nichts, damit ich im Nothfalle dem Kaiser schwören kann, ich wisse nichts von seinem Aufenthalt." Brenz wurde auf die Burg Wittlingen gebracht, wo er eine Erklärung des 23. Psalms schrieb. So hatte er fortwährend Verfolgung und flüchtete sich mit des Herzogs Bewilligung über Straßburg und Mompelgard nach Basel.

Bald kam aber eine neue Prüfung. Seine Gattin, in Stuttgart zurückgeblieben, starb und die Sorge für seine Kinder trieb ihn abermals dorthin. Aber Kardinal Granvella hatte seine Spione und unvermuthet erschien eines Abends in München eine Schaar spanischer Reiter, deren Oberst sich beim Kurfürsten meldete und von ihm zur Tafel gezogen wurde, wobei er öffentlich verlauten ließ: „Ich habe ein versiegeltes kaiserliches Schreiben an den Herzog, daß ihm Brenz lebendig oder todt ausgeliefert werden müsse!" Eine Tante der Herzogin von Württemberg, welche an der Tafel saß, schlich sich unvermerkt hinweg, schrieb an Herzog Ulrich, ließ Brenz sogleich rufen und befahl ihm, auf alles, was er sagen würde, nichts zu erwidern und las ihm den Brief vor und bat ihn zu fliehen so schnell er könne, er wisse nichts von ihm. Brenz nahm einen Laib Brot, ging schweigend aus seinem Hause und hier in die obere Stadt. In das erste Haus, das offen stand, ging er hinein, kam unbemerkt die Treppe hinauf bis unter das Dach, wo er zwischen einer Holzgebäuge und dem Dache auf allen Vieren herumkroch und in einem Winkel sein Lager aufschlug.

Des andern Tages rückte der kaiserliche Oberst in Stuttgart ein, besetzte die Stadttore und das herzogliche Schloß und überreichte seine Vollmacht. Der Herzog versicherte, er wisse nicht, wo Brenz sich aufhalte, gestattete dem Oberst, ihn zu suchen und ihn mit zu nehmen. Der Oberst ließ nun vierzehn Tage lang alle Häuser, Ställe und Futterböden durchsuchen. Aber immer vergebens und Brenz hörte oft in seinem Versteck die Weiber auf der Gasse zu einander jeden Morgen sagen: „Gott Lob und Dank, sie haben ihn immer noch nicht." Endlich kam am letzten Tage die Reihe der Untersuchung auch an das Landhaus. Brenz hörte, auf den Knieen liegend und betend, das Waffengeklirr und die lärmenden Soldaten, wie sie durch das ganze Haus von einem Zimmer zum andern sich bewegten und zuletzt auch seinem Versteck sich näherten, wie aber mag ihm zu Mute gewesen sein, als er die Spieße auch durch seine Holzgebeuge stoßen hörte und einmal sogar einem Stich ausweichen mußte? Endlich aber hieß es, nachdem sie alles durchstöbert hatten: „Geht, er ist auch da nicht!" Der Oberst hielt sich nun selbst überzeugt, daß Brenz nicht in Stuttgart sei und zog ab.

Doch das Wunderlichste bei dieser Geschichte ist, wie Brenz hier Nahrung bekam in diesen vierzehn Tagen. Eine Henne mußte ihm die Hülfe Gottes bringen. Sie kam gleich den ersten Mittag, schlich sich still bis zu seinen Füßen, legte ein Ei und ging ebenso still wieder weg, während die Hühner sonst bekanntlich durch ihr Geschrei den Legeort der Eier anzeigen. Brenz nahm das Ei unbedenklich als ein von Gott geschenktes Mittagsmahl an, und verzehrte es mit einem Stückchen Brot. So kam die Henne jeden Tag und versorgte ihn. An dem Tage aber, da die Spanier abzogen, kam sie nicht mehr und Brenz hörte die Leute sagen: „Jetzt sind sie fort." Er ging abends sogleich zum Herzog, und ihr könnt euch denken, wie der erstaunte, als er ihn sah und seine Erzählung hörte.

Der Herzog merkte wohl, daß er den wackeren Mann gegen die Macht des Kaisers nicht ferner schützen könne, und machte

Fortsetzung auf Seite 20.

Am heiligen Strom Indiens.

Die Morgendämmerung beginnt. Allmählich erbleichen die leuchtenden Sterne, und ein violetter Streifen am östlichen Horizont verkündet den nahen Aufgang der Sonne. Da erwacht Benares, die heiligste Stadt der Inder, aus ihren Träumen. Die verlassenen Straßen erfüllen sich mit neuem Leben. Blumenhändler, mit meterlangen Girlanden von aufgereihten weißen Jasminblüten und anderen farbenbunten und stark duftenden Blumen beladen, eilen zu ihren gewohnten Plätzen am heiligen Fluß, der täglichen Käufer harrend.

Noch sind die zahlreichen Steintreppen, die in die Fluten des Ganges hinabführen, leer; doch jetzt strömt es heran von der Stadt, Männer und Frauen, letztere in dichte Schleier gehüllt und meist eine glänzende, kupferne Schüssel auf dem Haupte tragend. Leise klirren beim Gehen die zahlreichen Metallringe, die ihre Arme u. Fußgelenke schmükken. Alle eilen zum Ganges, die von den Brahmanen vorgeschriebenen Morgenwaschungen vorzunehmen und dem heiligen Strom ihr Dankopfer darzubringen. Jeder kauft von den Blumenhändlern, was ihm am schönsten dünkt, und dann steigen sie die Stufen hinab, daß das heilige Wasser ihre nackten Füße benetzt.

Dort drüben, nicht weit vom Verbrennungsplatze der Leichen, sitzt schon der allen bekannte Fakir, der heilige Büßer, an seinem gewohnten Platze, die Beine übereinander geschlagen, das Haupt und den fast unbekleideten Körper mit Asche bestreut, auf der Stirn das frisch mit weißer Farbe gemalte heilige Zeichen des Gottes Wischnu. Unbeweglich sitzt er da, ohne sich um die Menge zu kümmern, die mit scheuem, ehrfurchtsvollem Gruße vorüberstömt, den Blick scharf nach Osten gerichtet, der aufgehenden Sonne zu, der er, wie in leidenschaftlicher Sehnsucht, beide Arme entgegenstreckt.

Hinter ihm auf dem Verbrennungsplatze sind zwei Scheiterhaufen errichtet. Auf dem einen liegt bereits ein männlicher Leichnam, nachdem er sein letztes Bad im Ganges genommen. Der andere ist noch frei. Doch da bringen sie eine weibliche Leiche, in kostbare Schleier gehüllt, von der Stadt herab. Keiner der Angehörigen ist dabei; es sind bezahlte Diener, die jetzt die Hüllen entfernen und den toten Körper zum letzten Mal in den heiligen Fluß tauchen, ehe sie ihn, von neuem verschleiert, auf den zweiten Scheiterhaufen legen.

Indessen hat sich der viollette Streifen am Himmel in gelbliches Rot verwandelt. Immer feuriger leuchtet es, immer verzückter wird der Ausdruck all der vielen ihm zugewandten Gesichter. Und jetzt schießen die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne empor, jetzt erscheint sie selbst, die gewaltige Königin des Tages. Alles neigt sich vor ihr und stürzt sich hinein in den heiligen Strom. Die Männer waten bis zum Gürtel in die Flut, die Frauen nur bis zum Knie, aber sie verstehen es mit wunderbarer Geschmeidigkeit, den Körper so vorwärts zu werfen, daß das aufgelöste schwarze Haar auf den Wellen schwimmt. Mit ihren Gefäßen schöpfen sie das heilige Wasser, gießen es über Haupt und Schultern und trinken davon.

Bald ist der ganze Strom mit frischen Blumenspenden bedeckt, während die traurigen Ueberreste früherer Opfer welk und faulend mit ihnen zugleich den trägen Fluß hinabtreiben. Und wenn die beiden Scheiterhaufen, die eben beim Aufgang der Sonne angezündet worden, ausgebrannt sind, wird auch die Asche als ein letztes Opfer gewissermaßen in die heilige Flut des Ganges geschüttet. Das geschieht den ganzen Tag über zu vielen Malen und vor aller Augen, aber keiner der vielen Tausende, die in Benares wohnen oder von fernher zu der heiligen Stadt pilgern, wird darum mit minderer Andacht und Inbrunst von dem heiligen Wasser trinken. Denn die Flut des heiligen Stromes reinigt die Seele und macht sie fähig, eher in die Nirwana, das große Nichts, sich aufzulösen.

Armes, betörtes Volk! Wann wird die Stunde schlagen, wo nach der Nacht des Heidentums nicht nur für einzelne von der Mission besetzte Gebiete, sondern für ganz Indien der Morgenglanz des Evangeliums anbricht?

Am. Botsch.

Das Kreuz und der Halbmond in der Türkei.

1. Die Zustände in der Türkei und unsere Rückkehr nach Amerika. Von Nora M. Lambert.

Politische Zustände sind immer unsicher in der Türkei, aber sie waren es besonders in den letzten Jahren. Seit dem Massakre im Frühjahr 1909 wurde man beständig in Aufregung gehalten durch Gerüchte von und Furcht vor einem zweiten Massakre, oder durch die Folgen des Krieges, den die Türkei führte.

Während des italienischen und Balkankrieges wurde den innern Zuständen des Landes wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und die Folge davon war eine herrschende Gesetzlosigkeit. Es war keine Seltenheit mehr, von Personen zu hören, die auf den Landstraßen geplündert oder getötet worden waren.

Vor etwas über zwei Jahren gingen ein Armenier und seine Frau, während sie ihre Kinder bei einem Nachbar ließen, für den ganzen Tag in den Weingarten in der Nähe von Hadjin, um zu arbeiten. Am Abend, als sie nicht zurückkehrten, wurden die Leute unruhig und begannen zu suchen. Man fand ihre Leichen unter einem Baum neben einer schönen, moosbedeckten Quelle, in einer Weise verstümmelt, daß zu beschreiben zu schrecklich ist. Der Grund zu solch einem Verbrechen war unbekannt, und als man die Regierung ersuchte, die Sache zu untersuchen, spöttelten die Beamten einfach darüber und man schenkte dem Fall keine Aufmerksamkeit.

Im letzten Frühjahr, als ein armenischer Missionar und ein eingeborner Prediger sich auf dem Wege zu ihrer Jahresversammlung befanden, wurden sie etwa sechs Stunden Wegs von Hadjin durch mehrere Banditen aufgehalten und angewiesen, ihre militärische Begleitung zu entlassen. Dies zu tun weigerten sie sich, erboten sich aber, die Banditen mit Gold zufrieden zu stellen. Ihre Bemühungen waren indes vergeblich; der Soldat wurde vor ihren Augen erschossen, ihnen aber wurde erlaubt, weiter zu gehen.

Wir hofften immer, daß sich die Zustände bessern würden, aber statt dessen wurde in Europa der Krieg erklärt und die Türkei wieder in Aufregung versetzt. Tausende Männer, Armenier und Türken, wurden sogleich eingezogen zur Uebung für den Fall, daß die Türkei mit in den Krieg hineingezogen werden möchte. O die traurigen Gesichter und die gebrochenen Herzen, als die Männer gezwungen waren, ihre Familien ohne Mittel und jegliche Unterstützung zu verlassen und aus den Städten zu marschieren! Jede Familie, einerlei wie arm, mußte einen bestimmten Teil an Nahrungsmitteln und Kleidern liefern, wodurch manche des Allernotwendigsten für den Winter beraubt wurden. Einer unserer Lehrer und eine Anzahl der ältern Waisenknaben waren unter denen, die nach den Küstenstädten geschickt wurden zur militärischen Uebung.

Vor einer Reihe von Jahren hat die Türkei mit Amerika und andern ausländischen Mächten Verträge geschlossen, welche den Untertanen dieser, die sich in der Türkei befanden, gewisse Rechte gewährten. So stand es z. B. den türkischen Beamten nicht

zu, Untertanen dieser Länder vor Gericht zu ziehen; alle ihre Angelegenheiten wurden durch die ausländischen Konsuln geordnet und nur hierdurch war es möglich, daß wir Schutz und Freiheit in der Türkei zu arbeiten genießen durften.

In den letzten Jahren hatte sich ein gegen das Ausland gerichteter Geist entwickelt und so war es nicht ganz unerwartet, dennoch ein großer Schlag für uns und unser Werk, als am 11. September alle Eingebornen aufgefordert wurden, sich auf dem Marktplatze zu versammeln, die „Gute Neuigkeit" zu hören. Folgendes wurde bekannt gemacht: „Das Joch, welches auferlegt durch die fremden Mächte, während der letzten Jahre auf der Türkei lastete, ist jetzt abgeworfen und sie ist endlich befreit. Die Rechte, welche sie früher den Ausländern zuzuerkennen gezwungen war, sind zurückgezogen, und der Ausländer ist jetzt dem Eingebornen gleichgestellt; er kann gerichtet werden als ein Eingeborner, verurteilt, gefangen gesetzt werden, ohne daß man sich an den Konsul zu wenden hat."

Während die fremden Mächte diese Aenderung mißbilligten, machten sich die türkischen Beamten daran zu sehen, wie weit zu gehen sie wagen durften. Da wir angeblich mit den Eingebornen gleichgestellt waren, welche verpflichtet waren ihre Pferde und Rindvieh abzugeben, so verlangte man auch von uns die sofortige Abgabe unserer Pferde. Wir weigerten uns natürlich, dies zu tun bis wir von höhern Authoritäten Anordnungen erhalten würden. Die Folge davon war, daß unsere Pferde in geschlossenen Ställen zu bleiben hatten, da die Beamten sich nicht getrauten die Schlösser zu brechen, wiewohl sie die Pferde genommen haben würden, wenn sie im Freien gewesen wären.

Die Zustände wurden mehr und mehr ernst und die Zukunft von Tag zu Tage unsicherer. Wir blieben in Verbindung mit dem britischen und dem amerikanischen Konsul und wurden zuletzt dahin verständigt, daß wenn wir ein Telegramm, das eine Wort „hazer" (bereit) enthaltend, erhalten würden, wir uns sofort zum Seehafen begeben sollten.

Amtliche Telegramme kamen in der Stadt an, doch nur die Berichte wurden veröffentlicht, welche zu Gunsten der Türkei lauteten. Diese Berichte waren zu einseitig und extrem, um wahr zu sein. Jede Stunde bei Tage und bei Nacht gingen Männer durch die Straßen und riefen aus: „Entsetzliche Nachrichten!" und verkauften Exemplare der letzten Telegramme. — Wir waren neugierig zu erfahren, wie es in Wirklichkeit doch eigentlich stehen möcht.

Am 1. November, Sonntag, als wir vom Gottesdienst in der Kirche kamen, fanden wir ein Telegramm von Rev. Eby, unserm Missionar in Hadjin, vor, welches meldete, daß er möglicherweise Dienstag in Everek ankommen werde. Wir warteten bis 4 Uhr morgens am Dienstag. Endlich hörten wir Hufschlag, und Rev. Eby und zwei militärische Begleiter kamen an.

Ein Kabelgramm von unserer Missionsbehörde in Amerika war gekommen mit der Weisung, daß wir sofort zurück nach Amerika, unserer Heimat kommen sollten. Wir berieten noch darüber, ob es nicht anginge, daß einige von uns das Werk in der Türkei fortsetzten, während die andern heimfuhren, aber weil es an den nötigen Mitteln fehlte, schien es nutzlos zu sein, hier zu bleiben. Wir glaubten auch, daß unsere Behörde besser in der Lage sei, die Entscheidung zu treffen, und so entschlossen wir uns denn, so schnell wie möglich abzufahren. Von den neuen Missionaren auf den beiden Stationen Everek und Hadjin waren nur drei von uns Frauen Amerikanerinnen, die übrigen waren Canadier. Um Schwierigkeiten zu vermeiden teilten Rev. Eby und Rev. Storms dem Gouverneur von Everek mit, was wir zu tun beabsichtigten, und baten um eine Schutzbegleitung nach der Küste. Ihnen wurde ausdrücklich gesagt, daß während man bereit sei den Amerikanern jede Unterstützung und Schutz angedeihen zu lassen, sie strengen Befehl hätten, keinen britischen Untertanen zu erlauben, die Stadt zu verlassen. Wir baten, daß an die Behörde in Konstantinopel telegraphiert werden möchte, erhielten aber zur Antwort, daß aller Verkehr brieflich zu geschehen habe. In der Türkei vergehen oft Wochen und Monate, ehe man die Antwort auf eine Brief erhält.

Obgleich wir seit Beginn des europäischen Krieges kein Geld auf den Banken ziehen konnten noch Checks gewechselt bekamen, wurde uns gesagt, wir würden etwas von unserm Gelde von der Bank in der Hauptstadt erhalten. Wir tlegraphierten an einen Freund, daß er für uns das Geld, soviel er bekommen könnte, auf der Bank für uns holen und nach Mersin schicken möchte. Wir hofften in dieser Weise wenigstens soviel Geld für die Heimreise zu erhalten. Wir teilten auch dem amerikanischen Konsul in Mersin mit, daß wir zur Abreise vorbereiteten, aber zu derselben nicht die Erlaubnis hätten.

Rev. Eby machte sich um Mitternacht auf den Weg nach Hadjin. Hier wollte er und Frau Eby, Fräulein Dorinda Bowman u. Katie Bredemyer sich zur sofortigen Weiterfahrt nach der Küste einrichten.

Uebertriebene Berichte von Kämpfen zwischen der türkischen und russischen Flotte im Schwarzen Meer wurden verbreitet; hatte die Türkei wirklich Krieg erklärt? Wird man uns erlauben, das Land zu verlassen oder werden wir als Kriegsgefangene festgehalten werden? Hat der Konsul unser Telegramm erhalten und wird er etwas für uns tun können? Wie bald können wir eine Antwort von der Regierung erhalten inbezug auf die Erlaubnis zu unserer Abreise? Wird die Reise zu dieser Zeit für uns ungefährlich sein? Diese und ähnliche Fragen beschäftigen unsere Gemüter und bildeten unsere Unterhaltung bei unserer Arbeit, welche wir ohne Unterbrechung vier Tage und ebensoviel Nächte fortsetzten ohne uns Zeit zu gönnen oder fähig zu sein, auch nur kurze Zeit zu schlafen. Es galt, in jeder Hinsicht fertig zu werden für den Fall daß günstige Nachrichten, auf die wir Tag und Nacht warteten, ankommen würden.

Freitag morgen kam eine günstige Antwort vom amerikanischen Konsul, und ein Beamter erschien mit der Mitteilung, daß von der höhern Behörde die Erlaubnis zu unserer Abreise gegeben war. Wir entschlossen uns, den folgenden Tag abzureisen, aber unüberwindliche (wie es schien) Hindernisse traten uns entgegen. Fuhrwerke mußten gemietet werden; aber alle Pferde waren seit Monaten von den Regierungsbeamten in Beschlag genommen worden, sobald sie in die Stadt kamen. Freitag abend kam unser Steward Nazar Aga und sagte uns, daß alle seine Bemühungen die nötige Anzahl Fuhrwerke zu dingen erfolglos gewesen seien. Die Fuhrwerke seien wohl in der Stadt vorhanden und ihre Besitzer auch willig zu fahren, aber ohne Erlaubnis der Regierung sei nichts anzufangen. Da Rev. Barker, unser Superintendent, während der Sommermonate in Amerika im Interesse der Mission reiste u. aus Anlaß des Krieges nicht hatte hierher zurückkehren können und Rev. Storms noch ein Neuling in dem Lande war, so wandten Frau Becker und ich uns an unsern Nachbar, den „Bing Bascha" (Haupt von einem Tausend), mit dessen Frau wir freundschaftlich verkehrt hatten. Wenn wir seine Gunst gewinnen könnten, dann wäre alles gut; wenn aber nicht, dann würden wir in Everek auf unbestimmte Zeit bleiben müssen. Wir beteten, daß Gott unsere Feinde zu Freunden machen möge. Nachdem wir ihm unsere Not in einer auf türkische Art möglichst höflichen Weise vorgestellt hatten, indem wir ihm erklärten, daß es in seiner

Macht liege, das Wort zu sprechen, welches uns helfen würde, zeigte er einen außergewöhnlichen Diensteifer. Er sagte, es sei nicht nur seine Pflicht, sondern sein größtes Vergnügen, uns in jeder möglichen Weise zu helfen. Er rief die Fuhrleute herbei und in ganz kurzer Zeit waren wir mit ihnen handelteinig. Wir erhielten einen Schein mit der Erlaubnis, ungestört nach der Küste zu reisen. Eine militärische Begleitung wurde uns mitgegeben und in jeder Hinsicht Freundschaft bewiesen. Hätten wir selbst unsern Plan gemacht, wir würden nicht an alle die Dinge gedacht haben, die wir nun als so besonders wichtig erkannten und die für uns von einer unsichtbaren Hand bereitet waren.

Da wir sieben Mietshäuser inne gehabt hatten, mußten wir jetzt alle bis auf eines verlassen und die Betten der Waisen, ihre Schüsseln, Schulsachen und unsere Möbeln alle in diesem einen unterbringen. Mit Unterstützung mehrerer unserer Mädchen wurde fast die ganze letzte Nacht Brot gebacken und Körbe und Säcke mit Nahrungsmitteln gefüllt zur bevorstehenden Reise. Im Innern des türkischen Reiches müssen Nahrungsmittel und Betten auf die Reise mitgenommen werden, da man unterwegs oft nichts erhalten kann.

Am 7. November, Sonnabend zwei Uhr nachmittag waren wir zur Abfahrt fertig. Hunderte von Freunden waren um unser Heim versammelt und während unsere Waisen und Arbeiter weinten, sagten wir mit tränenbenetzten Gesichtern Lebewohl, kletterten in unsere Verdeckwagen und fuhren zur Stadt hinaus. Jedermann war besorgt um unsere Sicherheit und hoffte, wir würden das Land unbehelligt verlassen können, doch von allen ohne Unterschied hieß es: „Aber mit welchen Aussichten für uns lasset ihr uns zurück!"

Unsere Reisegesellschaft von Everek bestand in Rev. Storms und Frau mit ihrem drei Wochen alten Säugling, Frau Barker und ihre zwei Kinder, Frl. Anna Bowman und mich. Sechs Tage lang reisten wir über Berge und Ebenen und kamen endlich über die ehemalige Römische Straße, auf welcher Paulus reiste, durch die „Cilician Gates" nach Tarsus und Mersin, dem Seehafen. Die „Cilician Gates" ist der einzige Uebergang über das Taurus-Gebirge, welches die cilicianischen und anatolischen Ebenen in Kleinasien begrenzt. Diese Straße wurde zuerst vor Jahrhunderten von den Römern gebaut, Paulus benutzte sie, wenn er von Tarsus nach Konia (Ikonien) und andern Städten reiste, und ist auch jetzt noch der einzige Weg, der diese beiden Teile des Landes verbündet.

Ungefähr um die Mittagszeit fuhren wir durch Tarsus, den Geburtsort Pauli. Als wir in einem der Vororte der Stadt anhielten um unser Mittag einzunehmen, wurden wir von einem vorbeifahrenden türkischen Beamten scharf beobachtet. In wenigen Minuten kam er, den klirrenden Säbel an seiner Seite, auf uns zu und fragte welches Recht wir hätten, die Stadt zu passieren. Wir versicherten ihm, wir würden absichtlich nicht irgend eines ihre Gesetze übertreten und glaubten auch nicht, es in diesem Falle zu tun. Er forderte unsern türkischen Reisepaß, schien jedoch etwas überrascht zu sein, als wir uns beeilten, seinem Wunsch nachzukommen. Wir erzählten ihm von der Freundlichkeit, mit welcher uns die Beamten in Everek behandelt hatten. Sein Verhalten änderte sich als er das Schriftstück las, und als er es wieder zusammen faltete und uns zurück gab, fragte er sehr höflich, ob wir eine angenehme Fahrt gehabt hätten, und wünschte uns sichere Reise nach Mersine, schüttelte uns die Hände und sagte uns Lebewohl.

Freitag nachmittag erreichten wir Mersine und hofften hier unsere andere Reisegesellschaft von Hadjin zu finden, doch die waren am Abend vorher auf dem wie man glaubte, letzten Dampfer abgefahren. Als wir ihren Brief gelesen hatten, der uns ihre Erfahrungen auf der Reise zur Küste berichtete, waren wir dankbar, daß sie doch endlich sicher aus dem Lande seien.

Sie hatten die Strecke auf einem viertägigen Ritt zurückgelegt. In Hadjin hatten sie keine Schwierigkeiten inbezug ihrer Abreise gehabt, aber nachdem sie fünf Stunden gereist hatten, waren sie von einem türkischen Soldaten aufgehalten worden, der sie siebzehn Stunden als Gefangene in einer Herberge am Wege festhielt. Nachdem sie die Erlaubnis, weiterzuziehen erhalten hatten, ritten sie an diesem Tage siebzehn Stunden, um eine Stadt für die Nacht zu erreichen, wo sie mehr sicher zu sein hofften. Nach zwei Tagen erreichten sie Adana, und gingen zum Gouverneur der Provinz, welcher ihnen sagte, daß kein britischer Untertan das Recht habe das Land zu verlassen. Der britische Vice-Konsul teilte uns mit, daß er aus guter Quelle wisse, die Türken hätten den Plan, alle britischen Untertanen nach dem Innern des Landes zu bringen und als Gefangene zu halten. Sie wurden in Adana drei Tage aufgehalten, und nur dem amerikanischen Konsul, welcher seinen Einfluß aufbot, ist es zu verdanken, daß sie nach Mersine kommen und sich einschiffen konnten.

Nach unsrer Ankunft in Mersine gingen wir sogleich zum Konsul und erkundigten uns des Geldes wegen, welches wir von Konstantinopel erwarteten; aber zu unserer großen Enttäuschung war nicht ein Cent noch irgend welche Nachricht inbetreff des Geldes gekommen. Das Telegramm, welches wir gesandt hatten, hat wahrscheinlich nie seinen Bestimmungsort erreicht.

Wir fanden, daß die türkische Bevölkerung meistens nach den benachbarten Städten geflohen war. Alle Hafendämme bis auf einen waren zerstört, um die Landung dem Feinde schwieriger zu machen. An demselben Morgen hatte die Türkei den Krieg erklärt; englische Postsachen wurden nicht mehr angenommen und auch nicht mehr aus dem Lande befördert. Jeden Tag wurde es schwieriger, das Land zu verlassen.

Man hatte uns mitgeteilt, daß keine Dampfer mehr erwartet würden, dennoch gingen wir wieder zur Offize des Agenten um nachzufragen. Als wir bei ihm eintraten begrüßte er uns mit „Gute Nachrichten! ein Telegramm bringt soeben die Nachricht, daß ein italienischer Dampfer morgen fällig ist." Wir waren in der Tat glücklich, daß wir nicht gezwungen waren, dem Rat der Missionare von Hadjin zu folgen und ein Segelschiff nach Cypern zu besteigen. Die Ankunft eines Dampfers hatten wir in Aussicht, aber woher sollten wir das Geld für die Fahrkarten nehmen? Wir hatten nicht genug Geld für uns alle die Fahrt in dritter Klasse zu bezahlen. Mehrere von uns dachten daran, zu bleiben bis ihnen Geld geschickt werden könnte, aber auch das ging nicht ohne Geld, denn weil es so schwierig war bares Geld zu bekommen, fürchteten die Leute, uns etwas von dem was sie hatten, zu lassen.

Doch obgleich wir nicht wußten, wie es werden würde, wußten wir doch, daß bei Gott alle Dinge möglich sind, und glaubten, daß Gott sicher den Weg für uns auf irgendeine Weise öffnen werde.

Der Konsul und Missionare rieten uns, nicht zu verziehen, da man nicht wissen könne, welche neue Schwierigkeiten der folgende Tag bringen möge. „Heute ist die Abfahrt möglich, aber niemand weiß, ob sie morgen noch möglich sein wird," sagten viele. Mehrere Checks an englische Banken, welche wir im Innern nicht hatten verkaufen können, waren noch in unserm Besitz. Durch den Rat und mit der Hilfe eines Amerikaners gelang es uns, dieselben mit geringen Verlust zu verkaufen. Dadurch war uns viel geholfen, aber wir wußten

wohl, wenn es uns in Neapel nicht gelingen sollte, sogleich ein Schiff zur Weiterreise zu finden, würde unser Geld nicht ausreichen, daß wir alle den Weg nach Amerika zweiter Klasse fahren könnten, so fuhren unser drei bis Piräus freiwillig dritter Klasse.

Der Dampfer „Scille" war Sonnabend drei Uhr nachmittag fällig. Wir warteten auf ihn mit Schmerzen; aber es fing schon an zu dunkeln und es war noch immer kein Schiff in Sicht. Die See fing an unruhig zu werden, und einige fürchteten schon, der Dampfer sei vorbeigefahren ohne anzuhalten. Um 7 Uhr wurde uns die Ankunft des Schiffes gemeldet. Um uns zu überzeugen daß sich die Sache so verhielt, eilten wir in die Veranda auf der Seite nach der See hin und erblickten ein kleines verankertes Schiff in einiger Entfernung vom Ufer, welches von den Wellen hin und her gewiegt wurde. Bei der herrschenden Dunkelheit und dem Sturm war es unmöglich, die Passagiere an Bord zu nehmen, so wartete das Schiff bis zum Morgen.

Obgleich es gewöhnlich nicht Gebrauch ist, das Gepäck der Passagiere, welche das Land verlassen, zu untersuchen, so wurde diesmal unser Gepäck doch im Zollamt durchsucht. Mehrere Tage hatte keine Person, die den Hafen verlies, das Recht mehr als 10 türkische Lira ($45) mit sich zu nehmen. Wir gingen zum Ende des Hafendammes, wo die Ruderboote lagen, welche uns zum Dampfer bringen sollten und — wurden wieder aufgehalten. Ein neues Gesetz war in Kraft getreten, und unsere Kleider wurden gründlich durchsucht, ehe wir Freiheit erhielten, weiter zu gehen. Da sich uns nicht besondere Hindernisse entgegenstellten, waren wir bald in dem Ruderboot, welches uns sicher zum Dampfer brachte. Lange Treppen wurden für uns an der Seite des Schiffes herabgelassen. Unangenehm wie diese Art ein Schiff zu besteigen schon bei ruhigem Meer ist, war es ein noch weit schwierigeres Unternehmen bei dem starken Wellenschlag. Der Dampfer wiegte von einer Seite auf die andere, und daß Ruderboot, in welchem wir uns befanden, wurde von den Wellen auf und nieder gerissen. Einen Moment sank es drei bis vier Fuß niedriger als die unterste Stufe der Treppe und im nächsten wurde es in die Höhe gehoben bis über diese. Wir konnten uns auf unsere Bootführer verlassen, denn sie waren erfahrene Seeleute. Sie nahmen uns bei der Hand und wenn sie uns das Zeichen gaben, nahmen wir einen schnellen Satz und landeten glücklich auf der Stufe. Einer nach dem andern bestiegen wir auf diese Weise das Schiff. Die Frauen mit den Kindern wurden zu ihrer Kabine in der zweite Kajüte geführt und die übrigen von uns dritter-Klasse-Passagieren versuchten sich's in der ungewohnten Umgebung bequem zu machen. Wir müssen wie Flüchtlinge ausgesehen haben, indem wir auf der einen Seite des Decks auf unserm Gepäck sitzend, uns vor dem Regen zu schützen suchten. Unsere Erfahrungen in der Türkei machten es uns übrigens leichter in dieser Weise zu reisen, als es für uns gewesen wäre, wenn wir direkt von Amerika gekommen wären. Hätten uns die Stewards und Beamten nicht besondere Gefälligkeiten erwiesen, die fünftägige Reise nach Piräus wäre uns fast unerträglich vorgekommen. Fast jedermann war seekrank, und ich schätzte mich sehr glücklich, daß ich imstande war, den Gliedern unserer Gesellschaft behilflich sein zu können.

Unter andern Häfen, die wir anliefen, war auch die Insel Rhodes. Wir erinnerten uns an einige Erfahrungen, die Paulus auf seiner dritten Reise machte, als er hier anhielt.

Es war dem Versehen der Beamten zuzuschreiben und wir glauben, durch die Gebete welche für uns in der Heimat dargebracht worden waren, daß wir, besonders die kanadischen Missionare, so glücklich waren, die Türkei verlassen zu können. Denn an alle türkischen Hafenbehörden war der Befehl erlassen, alle britische Untertanen festzuhalten und ihnen nicht zu erlauben, sich auf irgend einem Dampfer einzuschiffen; aber irgendwie war die Nachricht von diesem Befehl nicht zu diesem kleinen Hafen gelangt, so entkamen wir.

Von Piräus fuhren wir auf dem italienischen Dampfer „Bosnia" nach Brindisi an der östlichen Küste Italiens. Zwei Tage ehe wir Brindisi erreichten, machten wir eine aufregende Erfahrung. Es war ein angenehmer Nachmittag und das Meer war ruhig. Mehrere von uns saßen an Deck und schauten über das Wasser als wir etwas in der Ferne erblickten. Wir hielten es für einen Dampfer, aber nach den Bildern, die wir gesehen hatten, urteilend, erkannten wir sie bald als Kanonenboote. Es waren drei — eins folgte dem andern in kleinen Zwischenräumen und kamen auf uns zu mit einer ungeheuern Geschwindigkeit. Wir wußten nicht, welche Fortschritte der Krieg gemacht hatte, und es war wirklich eine quallvolle Zeit für uns, bis wir auf den Booten die französische Flagge erkannten und wußten, daß es nicht unsere Feinde waren. Sie forderten das Schiff auf zu halten. Offiziere kamen an Bord und untersuchten die Ladung. Alle Passagiere wurden auf Deck aufgestellt, um untersucht zu werden. Nach einigen Stunden Aufenthalt wurden zwei junge Männer, die östreichische Untertanen waren, gefangen genommen, und wir erhielten Erlaubnis weiterzufahren.

Bei unsrer Ankunft in Brindisi wurden wir des Krieges wegen von Beamten einige Zeit aufgehalten. Diese schrieben die Namen und den Ort der Bestimmung jeder Person auf, welche landete. Aerztliche Zeugnisse wurden uns auch gegeben, weil wie man uns sagte, einige Amerikaner viel Schwierigkeiten gehabt hatten, durch Italien hindurch zu kommen und das Land zu verlassen. In wenigen Stunden bestiegen wir den Zug und nach 12 Stunden waren wir in Neapel.

Dies war der erste Zug, den wir nach dem Verlassen der Türkei bestiegen, und der erste, den einige unserer Gesellschaft gesehen hatten, nachdem sie vor fünf Jahren nach der Türkei gefahren waren. Es war etwas ganz Neues für die Kinder, welche im Innern der Türkei geboren waren und nie eine andere Art zu Reisen gekannt hatten, als entweder reitend auf Esels- oder Pferderücken oder im Wagen fahrend. Uebrigens war es uns allen ein Genuß, denn es schien uns, als ob wir wieder in die Welt zurückkehrten, näher dem teuren Heimatlande.

Wir erreichten Neapel um Mitternacht. Wie gewöhnlich auf europäischen und orientalischen Stationen, war hier ein Haufe von Gepäckträgern bereit, unser Gepäck wegzuhaschen in der Erwartung, daß wir ihnen folgen werden; aber nicht einer war in jener Stunde zu finden, der eine uns bekannte Sprache sprechen konnte. Durch die Zeichensprache nach Art der Orientalen verständigten wir uns mit ihnen und wurden zur Nacht zu einem guten aber billigen Hotel gebracht.

Fortsetzung folgt.

Kein Mangel.

„Mir wird nichts mangeln." Ps. 23, 1. Es ist eine leidige Sache, daß wir uns heutzutage so sehr an Uebertreibungen gewöhnt haben. Mit dem Worte „sehr" meint man nicht mehr auskommen zu können, es ist gleich alles „enorm" oder „kolossal."

Weil man sich nun so an Uebertreibungen gewöhnt hat, darum denkt man, wenn man in der Heiligen Schrift solchen starken Worten, solchen herrlichen Verheißun-

gen begegnet, das wären auch Uebertreibungen, die etwas eingeschränkt werden müßten. Aber nein, die Bibel übertreibt nicht. Wenn die Bibel etwas sagt, dann meint sie es auch so. Wenn die Bibel „nichts“ sagt, dann meint sie auch „nichts.“

Was hast du bisher bei dem 1. Verse des 23. Psalms gedacht? Nicht wahr, du hast so getan, als ob da stände: „Mir wird nicht viel mangeln.“ Du hast gedacht, du würdest „etwas“ bekommen. Aber nein, das steht ja gar nicht da. Es heißt: „Mir wird nichts mangeln.“ Also du wirst alles haben, was du brauchst!

Es ist nicht das einzige Mal, daß uns verheißen wird, daß wir keinen Mangel haben sollen. Diese Verheißung steht mehrfach in der Bibel. Ps. 34, 10 heißt es ganz ähnlich: „Die Ihn fürchten, haben keinen Mangel.“ Und ebenso Ps. 84, 12: „Er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen.“ Jedesmal dieselbe Bedingung: „Ihn fürchten.“ — „Den Frommen.“ — “Der Herr ist mein Hirte„ — und dann dieselbe Verheißung: „Kein Mangel.“

Wir brauchen viel. Unsere Bedürfnisse sind groß. Unsere Lage ist oft schwierig. Aber — es gilt für alle Schwierigkeiten, für alle Verhältnisse: „Mir wird nichts mangeln!“

Da steht eine Frau am Waschfaß, die Kinder um sie her. Weil die Mutter zu waschen hat, kann sie sich den Kindern nicht so widmen. Die machen einen furchtbaren Lärm. Die Mutter spürt, daß ihr der Geduldsfaden reißen könne, darum wischt sie die Hände schnell an der Schürze ab und faltet sie. Sie betet laut um die Gnade, ganz stille bleiben zu können, und daß auch die Kinder stille werden möchten. Wie sie ausgebetet hat, sagt die Kleine, die am meisten gelärmt hatte, die auch ihre Hände gefaltet hat, ganz kräftig „Amen.“ Es war, als ob Oel auf stürmische Fluten gegossen würde. Die Kinder wurden ganz artig, die Mutter verlor die Geduld nicht. Sie hatte — keinen Mangel!

Viele Frauen gibt es, die mit einem unbekehrten Manne durch's Leben zu gehen haben. O, was gibt es für Märtyrerinnen unter den Frauen! Wie barsch und unfreundlich werden sie oft angefahren! Liebe Schwester, wenn das dein Fall ist, wenn du oft gedacht hast: ich kann es nicht mehr aushalten — ja, du kannst! Vertrau auf den Herrn und —dir wird nichts mangeln! Er hat die Sanftmut, die du nötig hast für de nVerkehr mit deinem Manne. Bitte Ihn nur, nimm nur aus Seiner Fülle, und du hast — keinen Mangel!

Du hast es mit unliebenswürdigen Verwandten zu tun. Sie machen dir das Leben recht schwer. Du grämst dich darüber. Du ärgerst dich. Wirklich? Tust du das? Dann hast du diese vier Worte noch nicht recht gelernt: Mir wird nichts mangeln! Nein, du brauchst dich gar nicht zu ärgern! Du darfst aus dem „Meer der Liebe“ im Herzen Jesu Liebe schöpfen zum Umgang mit den unliebenswürdigen Verwandten. Und dann dringt dich die Liebe Christi also, daß du gar nicht anders kannst als lieben!

Brauchst du Kraft zum Ertragen von Schmerzen? Auch die hat der Herr.

Ich weiß von einem alten Herrn, der auf einer Reise schwer erkrankte. In einer Krankenbahre wurde er zur Bahn gebracht und dann in den Gepäckwagen geschoben. Nur über seinem Gesicht war eine kleine Oeffnung. Da meinte er: „Ein Fenster offen nach Jerusalem.“ Und dann sagte er zu seiner Frau, die mit ihm fuhr: „Schade, daß wir keinen ‚Rettungsjubel‘ bei uns haben!“ — Und als er dann in der Heimat angelangt war und nach seinem Hause gebracht wurde, da gebot er, seine Bahre zuerst vor dem Harmonium im Eßzimmer niederzustellen. Es geschah. „Nun wollen wir singen,“ sagte der schwerkranke Mann, „ich hab einen herrlichen Heiland!“ Den ersten Vers sang er ziemlich allein, weil die andern zu bewegt waren, um mitzusingen. Erst beim zweiten Verse fielen die andern ein. Als das Lied zu Ende war, betete er, während den Zuhörern die Tränen über die Backen liefen. Dann gebot er: „So, nun bringt mich hinauf!“

Hatte er etwa keine Schmerzen? O ja, die Schmerzen waren sehr groß; aber der Kranke hatte einen herrlichen Heiland, und darum hatte er — keinen Mangel!

Vielleicht brauchst du Trost. O such ihn nicht bei Menschen. Die sind leidige Tröster. Aber Jesus ist ein Gott alles Trostes. Er will dich trösten, „wie einen seine Mutter tröstet“. Ja, komm mit einem bekümmerten Herzen zum Herrn, sag Ihm, was du willst, klag Ihm dein Leid, und auch du erfährst es: es gibt bei Ihm — keinen Mangel!

Nein, sagst du, das ist nicht der Fall. Mein Fall ist: Ich weiß, daß ich den Namen des Herrn bekennen sollte, und ich bin zu feige dazu. Ich habe gar keinen Mut. Es ist mir ganz schrecklich, aber es ist nun einmal so! — Ja, wenn du den Mut zum Bekennen in dir suchst, wirst du keinen finden, das ist ganz gewiß. Aber wenn du den Mut zum Bekennen beim Herrn suchst und von Ihm erbittest, dann wirst du ihn bekommen. Das ist gar keine Frage. Er hat ein gutes Bekenntnis abgelegt, als er vor Pilatus stand. Er wird auch dir geben, so daß du keinen Mangel hast.

Nein, sagt wieder eine andere Seele, an Mut zum Bekennen fehlt es mir eigentlich nicht. Ich bin nur so bange, wenn ich angefangen habe, ein Zeugnis vom Herrn abzulegen, und wenn dann Gegenreden kommen, daß ich nicht recht weiß, was ich antworten soll! — O eine unnötige Sorge! Der Herr hat verheißen, daß uns zur Stunde gegeben werden soll, was wir zu reden haben. Da braucht man sich gar nicht zu fürchten. Gar nicht!

Wie oft haben mir schon Kinder Gottes erzählt, wenn sie mit jemand ins Gespräch gekommen waren über das Eine, was not tut: „Ich weiß gar nicht, wo ich das alles her hatte! Die Worte flossen mir nur so! Und Bibelstellen standen mir zu Gebote, ganz wunderbar!“

Ganz wunderbar? Warum denn? Ich meine, das wäre ganz natürlich! Wenn der Herr doch verheißen hat, uns zur rechten Zeit das rechte Wort zu geben, so ist es doch selbstverständlich, daß wir — keinen Mangel haben, auch in dieser Beziehung. Es heißt doch: Mir wird nichts mangeln!

Vielleicht stehst du vor einer großen Aufgabe — und du fürchtest dich davor. Du fühlst dich derselben nicht gewachsen. Meinst du denn, Gott stelle dich vor Aufgaben„ zu denen Er dir nicht auch die erforderlichen Gaben darreichte? Jonas hätte gar nicht nötig gehabt, wegzulaufen, als Gott ihn nach Ninive schickte. Er hätte darauf rechnen können, daß Gott ihm für diesen schweren Dienst auch die dazu gehörige Ausrüstung geben würde. Die Jünger bekamen einen noch schweren Auftrag. Ihr Meister gebot ihnen, das Evangelium zu predigen aller Kreatur. Wer waren sie? Unstudierte Leute, Handwerker, Fischer, Zöllner aus Galiläa. Von keiner Gesellschaft wurden sie ausgesandt, kein Komitee stand hinter ihnen, kein Gehalt wurde ihnen gezahlt, nichts von alledem. Nur eins sagte der Herr: Ich bin bei euch alle Tage! Und das war ihnen

genug! Sie hatten Ihn, und darum hatten sie — keinen Mangel.

Ja, meinst du, das trifft alles meinen Fall noch nicht. Mein Fall liegt so: Ich fürchte mich nicht, vom Herrn zu reden. Aber ich weiß nicht recht, wie ich es anfangen soll, den Seelen zu dienen. Ich bin bange, ich möchte eine Seele nicht richtig behandeln, und ich könnte damit etwas verderben. Ich könnte etwa eine zaghafte Seele völlig mutlos machen, weil ich ihr scharfe Sprüche sagte, und eine sichere Seele noch sicherer machen durch Sprüche, die von der Liebe Gottes handeln.

Das ist freilich eine sehr wichtige Sache, jede Seele recht zu behandeln. Da kann viel verdorben werden. Aber was steht denn Jak. 1, 5? „Wem Weisheit mangelt, der — bitte von Gott." Sieh, so ist auch dafür Rat. Du darfst auch mit deinem Anliegen zum Herrn kommen, und du wirst — keinen Mangel haben!

Ich kann gar nicht alle Fälle aufzählen, in denen Kinder Gottes darauf rechnen können: Mir wird nichts mangeln. Ich will nur noch einen erwähnen, um zu zeigen, daß es auch in Bezug auf das tägliche Brot und das irdische Durchkommen gilt: Kein Mangel!

Da war ein Kaufmann, ein Kolonialwarenhändler, der wurde bekehrt. Nach einer Weile fiel es ihm schwer aufs Herz, daß er doch als Christ keinen Branntwein mehr im Laden haben dürfe. Es war so Sitte, wenn die Kunden vom Lande hereinkamen, dann bekamen sie einen Schnaps eingeschenkt. Seine Frau war gar nicht einverstanden, als ihr Mann ihr sagte, er beabsichtige, keinen Branntwein mehr zu verschenken. Aber es war ihm klar, es sei unrecht, und — er handelte demnach. Eines Tages roch die ganze Straße nach Branntwein: der Kaufmann hatte fünf Fässer in die Gosse laufen lassen.

Verliefen sich nun die Kunden? O nein, der Bruder hatte auch jetzt — keinen Mangel!

Nach einiger Zeit beunruhigte es ihn im Gewissen, daß er Sonntags verkaufe. Er kam nicht zur Ruhe, — bis eines Tages ein Plakat an der Ladentür hing: „Sonntags geschlossen!" Seine Frau war noch weniger damit einverstanden, wie bei der Geschichte mit dem Branntwein. „Nicht nur, daß du das Sonntags-Geschäft verlierst," sagte sie, „du wirst auch die Kundschaft verlieren. Denn wenn die Leute Sonntags wo anders hingehen müssen, werden sie in der Woche auch wo anders hingehen!"

Das war ganz richtig gerechnet. Aber der Bruder rechnete mit Gott und sprach: „Mir wird nichts mangeln! Und — wenn der Herr alles kann, — eins kann Er nicht: Er kann die nicht enttäuschen, die Ihm vertrauen!"

Lieber Bruder, teure Schwester, willst du diese vier Worte jetzt glauben? Sag sie einmal laut vor dich hin: Mir wird nichts mangeln!

Du kannst sie noch nicht so recht frisch u. freudig sagen. Warum nicht? Du blickst auf dich selbst. Und da denkst du: Ach, ich armes Menschenkind! Mir sollte nichts mangeln? Das kann ich doch nicht denken!

Oder du denkst an den Teufel, an seine große Macht und an seine viele List, und da wirst du ganz mutlos und verzagt.

Da möchte ich dir ein Wort in deiner Bibel unterstreichen in einer etwas veränderten Uebersetzung. Es ist das Wort Hebr. 12, 2: „Lasset uns aufsehen auf Jesum." Das heißt ganz wörtlich: „Wegsehend auf Jesum." Also nicht nur aufsehen, sondern auch wegsehen! Weg! Wovon denn weg? Weg von dir selbst! Weg von deiner eigenen Untüchtigkeit, auch weg von dem Teufel und seiner Macht! Weg von den schwierigen Verhältnissen, weg von allem — auf Jesum sehen! Das ist unsere Aufgabe.

Wie untüchtig du auch sein magst — Jesus hat die Kraft, die du brauchst! Wie schwierig deine Verhältnisse auch sein mögen — Jesus ist ihnen gewachsen!

Darum blicke auf Jesum — in allen Lagen und Fragen deines Lebens, in allen Verhältnissen, in allen Bedürfnissen, und sprich vertrauensvoll, glaubensvoll, glaubenskühn, siegesgewiß:

Mir wird nichts mangeln!

„Wächter unterm Kreuz."

Vereinigte Staaten

California.

Eingesandt von Julius Siemens, 1924 Fresno Str., Fresno, California, den 26. Mai 1915.

In den 23 Jahren, wo wir in Minnesota und Manitoba wohnten, haben wir uns so oft nach einem schöneren Klima gesehnt. Oft lasen und hörten wir von Californien, aber der allgemeine Eindruck, den wir gewöhnlich bekamen, war der, daß es in Californien wohl sehr schön sei, daß das Land aber schon alles besiedelt und bepflanzt sei und somit sehr teuer. Nachdem ich dann einmal selber herreiste und nachdem ich jetzt schon über drei Jahre hier wohne finde ich, daß noch Millionen Acker der Besiedlung harren. Freilich nicht als freie Heimstätten aufzunehmen, aber doch den California-Verhältnissen nach billig und auf leichte Bedingungen zu kaufen. Vor etwa 50 Jahren eigneten Spanische Edelleute das meiste gute Land in Californien. Allmählich wurden die von Amerikanern ausgekauft und diese haben dann mit großem Erfolg Getreide, meistens Weizen, gebaut und zwar ohne Bewässerung. Um dem geneigten Leser eine Idee zu geben, wie ausgedehnt diese Länderstrecken sind und wie sie oft erworben wurden, laß ich hier eine kurze Beschreibung folgen, die zeigt, wie auch ein Deutscher durch Fleiß und Sparsamkeit sich zum größten Landeigentümer des Westens emporschwang. Diese Beschreibung entnahm ich Jakoby's California Staats-Kalender für 1915 und lautet wie folgt:—

Henry Miller,

der größte und letzte der Landbarone Californiens.

Beinahe klingt es wie ein Märchen aus alter Zeit, wenn vor unserem Geiste die Geschichte Henry Millers vorüberzieht, wie derselbe als armer, junger Mann nach Californien kam, wo Andere schon im Reichtum schwelgten, oder die leicht erworbenen Reichtümer schnell vergeudeten, während er, der arme Deutsche, einen Reichtum fast ohne Gleichen sich erwarb.

Geboren in Brakenheim in Würtemberg landete er im Alter von 20 Jahren im Jahre 1847 in New York und kam drei Jahre später, also 1850 nach San Francisco. Gold hatte Alle hierher gelockt, auch ihn. Indessen übersah er mit scharfem Blick, daß die Bergleute, welche das Gold der Erde enthoben, es meistens eben so schnell wieder los wurden und zwar, durch Spielen und Leichtsinn aller Art, und nur Wenige waren es, welche wirklich guten Gebrauch von dem Golde machten, welches ihnen die reichen Goldminen lieferten. Er sah, daß die Preise der Lebensmittel furchtbar hoch waren, und daß besonders das frische Fleisch ein großartiger Erwerbszweig war.

Trotz seiner Jugend ging er planmäßig zu Werke und arbeitete zunächst in dem „Washington Fleisch-Markte" ein Jahr, um Geschäft, Land und Leute kennen zu lernen.

Nach diesem Lehrjahr fing er sein eigenes Geschäft an. Er hatte bemerkt, daß die anderen Fleischer das Fett der innern Teile des Viehes nicht benutzten, sondern wegwarfen, er hob dasselbe auf und machte es zu Geld. Dann begann er Land und Vieh zu erwerben. Im Jahre 1857 verei-

nigte er sich mit Lux, einem angesehenen Geschäftsmann und Finanzier, und Beide zusammen erwarben nun große Viehherden und einen noch größeren Landbesitz. Zu jener Zeit war das Land billig, denn die Einwanderung kam nur langsam, und die Besitzer, meistens Californier spanischer Abkunft, hatten keine Idee davon, daß die Landpreise später zu solchen Höhe steigen würden, wie dieses tatsächlich der Fall wurde.

Die damaligen Landherren verstanden so wenig vom Werk ihrer eigenen Besitztümer, daß Miller oftmals eine Ranch kaufte, das miterhaltene Vieh nach der Stadt brachte und soviel für das Vieh allein einlöste, daß er die ganze Ranch mit dem Land und dem Vieh davon bezahlen konnte.

Beide Teilhaber richteten nun ihr Augenmerk fortwährend auf Vergrößerung ihres Besitzes, und nicht allein Land und Vieh erwarben sie, sondern auch das Wasser, die Ströme, Flüsse und Seen des Landes. Im Besitze des Wasserrechts, konnten sie natürlich den anderen Viehbesitzern das Wasser vorenthalten, und das Gesetz stand auf ihrer Seite, wenn sie es taten. Das große San Joaquin Tal wurde fast gar nicht von den Californiern beachtet, wohl aber von Miller und Lux, denn diese wußten, daß, wenn sie dem trockenen Lande Wasser verschafften, das Land fruchtbar und wertvoll sein würde. Also auch nach dieser Richtung fand eine Ausdehnung ihres Besitzes statt. Oftmals wurden große Ländereien in Pacht genommen, bloß des Futters wegen. Zuweilen wurde nicht alles gepachtete Land gebraucht, aber wenn trockene Jahre kamen, hatte man Ueberfluß an Futter, und das Vieh brachte große Erträgnisse ein. Nun kauften Miller und Lux aber auch große Länderstrecken in Oregon und Nevada und breiteten ihren Besitz ebenso an den Küsten-Counties aus.

Außer den großen Rinderherden wurden aber auch Pferde, Schafe und Schweine gekauft und in großen Herden gezogen. Wenn nun einmal Epidemien unter dem Vieh ausbrachen oder große Trockenheit eintrat oder Ueberschwemmungen der Täler stattfanden, so konnte das Vieh nach anderen Gegenden gebracht werden, doch blieben die Herden stets auf eigenen Besitz der immer reicher werdenden Firma Miller und Lux. Die besten Ranches waren die Blomfield nahe Gilroy, die Peach Tree in Monterey County, die Kern County-Besitzungen, letztere allein waren 440,000 Acker, dann kam eine Landbesitzung, welche zusammenhing in den Counties Stanislaus, Merced, Madera und Fresno mit 571,505 Ackern. Bald liefen die Ländereien der Firma in die Millionen von Ackern, und Schreiber dieses hat eine Zusammenstellung des Landbesitzes der Firma, welche in Californien, Oregon und Nevada etwas mehr als 15,000,000 Acker aufweist.

Im Jahre 1887 starb Lux und waren dessen Erben alle in Deutschland. Miller kaufte diese Erben aus und eignet nun den ganzen Besitz allein. Obwohl im Besitz von vielen hunderttausend Stücken Vieh, welche einen Wert von vielen Millionen repräsentieren, hält er doch scharfe Wache über alles, was auf seinen Ranches vorgeht. — Kommt Henry Miller nach einer seiner Ranches hin, so sieht er auch zu, daß seine Wagen, Handwerkzeug, Säcke, Bauholz u. s. w. alles in guter Ordnung und am rechten Platze untergebracht ist. Hecken zum Schutze gegen Wind, Bäume u. s. w. ließ er immer pflanzen, wo er dieselben für nötig hielt. Obwohl Miller genau ist, soweit es Ordnung, Sparsamkeit u. s. w. betrifft, ist er jedoch sehr wohltätig und Hunderte leben oft von den „egyptischen Fleischtöpfen" Henry Millers. Obwohl Miller oft wochenlang im Wagen durch die Einsamkeit fuhr, wo Banditen die Gegenden unsicher machten, so belästigten diese ihn fast niemals, denn selbst diese waren oft willkommen auf seiner Ranch für Mahlzeiten oder Futter für die Pferde. Indessen trug Miller stets kleine Summen Geldes mit sich, welche er den Banditen gab, wenn sie ihn darum fragen. Einmal wurde er aber doch angehalten, und willig gab er alles hin was er hatte. Da fiel ihm ein, daß er doch nicht ganz ohne Geld sein konnte, und so borgte er sich von den Räubern einen Teil seines Geldes wieder. Da fuhr er eines Tages durch ein kleines Städtchen, wo einer der Räuber stand. Anstatt die Polizei zu rufen, rief er den Banditen an und bezahlte te ihm sein eigenes Geld zurück. Einst kam er durch ein kleines Städtchen, wo ein Farmer auf ihn zusprang und ihn folgendermaßen begrüßte: „Hello, Mister. Ich habe Dich schon gekannt, wie Du noch Wurst gemacht hast, wo ich mein Fleisch kaufte." — „Ja, ich würde jetzt wohl noch Wurst machen wenn ich so dumm schwätzte wie Du tust." Dann ging er weg und ließ den alten Bekannten verdutzt stehen.

Seine Geschäftsführer und Verkäufer genießen sein unbedingtes Vertrauen. Der Verkäufer der Schafe schickt ihm zuweilen einen Check für die Summe von $50,000. für „verkaufte Schafe." Miller streicht das Geld ein ohne Abrechnung zu verlangen. Er besitzt tausende Acker Landes in dem reichsten Oelland und spekuliert auch nicht. Miller hat seine Frau, seine Tochter Augustine und seinen Sohn überlebt, nur eine Tochter von ihm lebt noch, Frau J. Leroy Nickel. Jetzt ist Henry Miller etwa 87 Jahre alt, aber immer noch rüstig und arbeitet wie immer, ein kerngesunder Schwabe. — Soweit Jakoby in seinem Kalender.

Zu obigen möchte ich hinzufügen das es in California Landkreisen großes Aufsehen erregte als es kürzlich bekannt wurde das Herr Miller beschloßen hatte, von Zeit zu Zeit, Strecken seines Landes zu zertheilen und für die Besiedlung zu eröffnen. Sehr willkommen sollte diese Nachricht für alle diejenige sein die unter dem Eindruck sind daß Californien ihnen keine Gelegenheit mehr bietet. Das erste Stück, 14000 Acres, welches auf den Markt kommt liegt in Madera County und zwar angrenzend an unsere Mennoniten Ansiedlung bei Fairmead. Diese Ansiedlung liegt eigentlich näher Berenda als Fairmead, nur 2 Meilen südwest von Berenda. Die 14000 Acres liegen zwischen der Fairmead Mennoniten Ansiedlung und Berenda und erstrecken sich 2 Meilen Nord und 5 Meilen Ost von Berenda und grenzen 8 Meilen südlich an der Stadt Madera, eine Stadt von 3500 Einwohner und der „County Seat".

Hier bietet sich eine Gelegenheit sondergleichen, besonders auch für weniger Bemittelte weil die Kaufbedingungen leicht sein werden. Während angrenzendes Land für $135.00 bis $150.00 der Acker auf 4 Jahre zeit und 7% Zinsen, verkauft wird, werden Miller und Lux 10 Jahre Zeit geben und nur 6 Prozent Zinsen berechnen. Beim Kauf muß ein Fünftel Baar sein, nach einem Jahr nur die Zinsen nach 2 Jahre ein Achtel der Hauptsumme und Zinsen und so jedes Jahr für 8 Jahre. Wer will kann baar bezahlen oder ehe es fällig ist. Das beste undebenste Land wird nicht über $115.00 der Acker sein, solches welches nicht ganz so eben liegt und etwas mehr Arbeit erfordert, aber sonst ebenso Ertragfähig ist wird für $75.00 der Acker zu haben sein. Die Southern Pacific Hauptbahn so wie eine Zweigbahn von Berenda nach die Gebirge wie auch die Santa Fe laufen durch dieses Land; so ist auch der State Highway hier bereits fertig.

Der Erfolg unserer Mennoniten auf dem Fairmead Land haben sich Miller und Lux wohl gemerkt und nun bin ich ersucht worden auch in der Besiedlung ihres Landes zu helfen.

Da in Berenda noch kein passendes Hotel ist sollte man immer bis Fresno kommen und in meiner Office, 1924 Fresno

Fortsetzung auf Seite 12.

Die Mennonitische
Rundschau

Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an:

C. B. Wiens, Editor.
SCOTTDALE, PA.
U. S. A.

9. Juni 1915.

Editorielles.

— „Kommet herbei, ihr Völker! um zu hören; ihr Nationen, merket auf, horche, du Land, und Alles, was es füllt, du Erdkreis und alle deine Gewächse! Denn erzürnt ist Jehova über alle Völker, ergrimmt ist er über alle ihre Heere. Er vertilgt sie, gibt sie preis der Würgung. Ihre durchbohrten Leiber liegen hingestreckt, und von ihren Leichnamen steigt Gestank auf, und die Berge zerfließen von ihrem Blut." Jes. 34, 1—3.

— Montag war „Gräberschmückungstag." Viele Leute benutzten diese Gelegenheit, zu den Begräbnisplätzen zu eilen und die Behausung in welcher die irdischen Ueberreste ihrer Lieben modern, zu schmükken. Möchte bei einem Manchen diese Aeußerlichkeit die Veranlassung gewesen sein, in sein Inneres zu schauen und dasselbe auf gottgefällige Weise zu „schmükken". Die Erinnerung an die, welche wir einst gekannt und geliebt, mit denen wir in innigem Umgang gestanden, die aber jetzt im Grabe ruhen, ist wohl dazu angetan, die Sinne vom Aeußern hinweg auf das Innere zu lenken.

— Allen Lesern, die uns auf Fehler aufmerksam gemacht haben, die bei der Quittierung für erhaltene Zahlung auf unsere Blätter untergelaufen waren, sagen wir hiermit herzlich Dank! Dabei wollen wir wieder darauf hinweisen, daß es wichtig ist, bei Erneuerung des Abonnements nachzusehen, welche Zahl auf dem betreffenden Blatte neben der Adresse steht, sowohl vor Absendung der Zahlung, als auch einige Zeit nach derselben, indem man uns genügend Zeit läßt, das Datum zu ändern. Wenn man nach einigen Wochen keine Aenderung sieht oder die Aenderung nicht richtig ist, wolle man uns gefälligst Nachricht schicken.

— Wir erhielten diese Woche von Missionar Bartel, China, einen Brief, dem wir folgende Bemerkungen entnehmen: „Die Arbeit geht ermutigend voran. Wir haben immer sehr viel zu tun. Der Herr gibt Kraft und Mut, siegesgewiß voranzugehen. Gott sei Dank, daß dies Land solange noch in Ruhe und Frieden ist, daß wir ungehindert vorangehen dürfen. Es ist eine sehr wichtige Zeit, in der wir jetzt leben, wo der Herr sozusagen den letzten Ruf zur Buße an die Heiden gehen läßt, und wo Gottes Kinder besonders aufgemuntert werden, sich vorbereiten zu lassen, ohne Flecken und Runzel vor ihm zu erscheinen. Gott sucht solche, denen er Gebetsbürden für die verlorene Welt auf's Herz legen kann. Wer ist willig in den Riß zu treten? Betet auch für uns! Eure, in Jesu ruhend, H. C. und Nellie Bartel."

— Der Krieg bietet genug Stoff für die Zeitungen, so daß man jetzt wohl den Sommer über kaum über Mangel an Neuigkeiten klagen hören dürfte. Selbst wenn was man kaum zu hoffen wagen kann, der Krieg plötzlich zu Ende kommen sollte, wird immerhin noch genug nachzuberichten sein, so daß für die nächsten Monate der Vorrat nicht ausgehen dürfte. Doch es gibt noch Dinge, die lieblicher und unter gewöhnlichen Bedingungen erbaulicher sind, als die Berichte vom Sieg oder Niederlage der Kämpfenden. Und wir freuen uns, wenn wir von der Arbeit im Reiche Gottes hören und berichten können. Auch da gibt es Kampf un dStreit, aber es ist nicht der Kampf mit Waffen des Fleisches gegen den Nächsten, sondern mit geistlichen Waffen wird der Krieg gegen Teufel, Sünde und Welt und gegen eigen Fleisch und Blut geführt.

— Der Mann, welcher bei jedem Unfall, der ihm zu Ohren kam, zu sagen pflegte: Es ist schlimm, sehr schlimm! aber es hätte leicht schlimmer werden können, — fertigte die Leute, welche ihm, als er bei der Nachricht von einem in der Nachbarschaft stattgefundenen Morde wieder seinen Lieblingsspruch hergesagt hatte, vorwarfen, daß diese Redensart hier gar nicht am Platze sei, da es kaum noch Schlimmeres als einen Mord geben könne, — mit der Bemerkung ab, daß statt eines Menschen, zwei oder mehr hätten ermordet werden mögen. Seine Kritiker konnten das nicht abstreiten u. mußten ihm recht geben. Es gibt kaum ein Unglück, daß nicht noch schlimmer hätte sein können oder das nicht von einem noch schlimmern übertroffen werden könnte. Der Abgrund ist bodenlos und wir würden, in die Trübsal hineingekommen, in derselben hoffnungs- und rettungslos versinken, wenn Gottes Gnade nicht für einen Boden gesorgt hätte, der unserm Tiefersinken Einhalt tun muß und uns wieder heraushebt, wenn es Zeit ist. Schlimm und noch schlimmer werden auch die Zustände in der Welt. Als der Kronprinz von Oesterreich-Ungarn ermordet wurde, war es schlimm; als dann der Krieg zwischen diesem Lande und Serbien ausbrach, wurde dei Lage schlimmer und sie verschlimmerte sich bei dem Eintritt einer jeden folgenden Nation in den Kampf. Zuletzt hat sich auch Italien nicht halten können, das was nach unserer Ansicht schon schlimm genug war, noch zu verschlimmern, indem es seinen bisherigen Bundesgenossen den Vertrag vor die Füße warf und sich auf seiten der Alliirten stellte, und wir wissen nicht, was noch alles passieren mag die Zustände noch verzweifelter zu machen,, wenn Gott nicht ein Machtwort spricht und sagt, es ist genug! Es ist uns oft ein Rätsel, daß er dem schrecklichen Kriege noch nicht gewehrt hat, doch können wir es einigermaßen verstehen, wenn wir inbetracht ziehen, wie die Völker sich nach der Teilnahme an dem Streit geradezu drängen. Man glaubt wohl, daß man es um der Herstellung des Friedens und der Ordnung tut; aber das war auch der Vorwand, der zuerst in den Krieg gezogenen Nationen, und jetzt hatte man doch schon Zeit genug aus den gemachten Erfahrungen zu lernen, daß wer dasSchwert nimmt, durch das Schwert umkommen soll; daß Ordnung und Ruhe längst eingekehrt wäre, wenn sich keine andern den ersten angeschlossen hätten . Aber die Welt hat auch heute noch nicht gelernt, was zu ihrem Frieden dient; es ist ihrem Verständnis verborgen. — Strebet nach der Liebe!

Aus Mennonitischen Kreisen.

D. C. Wiens, schreibt den 27. Mai: „Es ist hier dieses Jahr sehr nasses Wetter, haben sehr viel Regen und auch schon Hagel gehabt. Einem manchen ist alles zerschlagen. Das ist eine traurige Botschaft, aber sie ist wahr. Wir hatten auch 60 Acres, wo der Hagel gewesen ist, doch so

frühe, daß es deshalb noch ganz schön geben kann. Bitte meine Adresse zu ändern; die alte war Liberal, Kansas; die neue ist Lorena, Oklahoma. Route 3, Box 58."

John P. Friesen, Hochfeld, Manitoba, schreibt den 24. Mai: „Gruß an Editor u. Leser! Bitte meine Adresse von „Rosenort" nach „Hochfeld, Manitoba, Canada" zu ändern und es auch in der Rundschau bekannt zu machen, damit die Leser und Freunde es sich merken mögen, die an mich schreiben wollen. Von Krankheit ist von hier sonst nicht zu berichten doch ist kürzlich eine Witwe Gerhard Töwsche plötzlich gestorben. Ich hoffe, die Angehörigen werden darüber umständlicher berichten. Das Einsäen ist somehr beendet, und es sieht sehr fruchtbar aus."

Jakob Epp, Buhler, Kansas, schreibt am 30. Mai: „Es ist sehr naß. Der Weizen steht gut, auf Stellen wohl soll die Hessenfliege Schaden gemacht haben. Wir hatten eine Reise gemacht nach New Mexiko, und den ganzen Weg von dort war Regen, auf Stellen mehr auf Stellen weniger. In Mexiko, wo die Unsern wohnen, fing es Mittwoch den 26. Mai an zu regnen. Die Ansiedler, von Las Vegas südöstlich, waren alle zufrieden. Sie haben aber spätes Frühjahr, hatten noch nicht das Säen beendigt. Aber es hatte schön geregnet, und es wächst da sehr schnell."

Berichtigung.

In No. 19. der Rundschau ist in meinem Namen „C." anstatt „E." geschrieben.

B. E. Löwen, Roland, Man.

Freeman College

Freeman, S. D., June 5, 1915.

Geehrtes Mitglied:

Hiermit werden Sie freundlichst ersucht, der Jahresversammlung der Süd Dakota Mennonite College Corporation am 12ten Juni, 1915 beizuwohnen. Die Sitzung findet im College Gebäude um 1 Uhr nachmittag statt. Zum Wohl der Schule ist es wichtig, daß Sie anwesend sind und an der Beratung Teil nehmen. Wichtige Gegenstände sollen behandelt werden.

Wenn es Ihnen unmöglich ist, gegenwärtig zu sein, ist es Ihnen erlaubt und es wird gewünscht, daß Sie ihre Stimme an jemand übergeben, dem es möglich ist anwesend zu sein.

Einliegender Mitgliedschein bezeichnet die Summe, die Sie schon für die Schule gegeben haben und was Ihr Stimmrecht ist. Sollte die Summe nicht richtig angegeben sein, so bitten wir den Präsidenten der Schule zu benachrichtigen.

Im Namen der Schule, der Kirche und des Reiches Gottes.

Ihr
P. P. Kleinsasser.
Sekretär

Programm.

für die Sonntagschul-Convention von Waldheim Distrikt, abzuhalten den 15ten Juni, in der Salems-Kirche, Springfield, bei Waldheim, Sask. beginnend um 9 Uhr morgens.

Erste Sitzung.

1. Eröffnung mit Gebetstunde vom Vorsitzer, Rev. J. P. Schultz, 15 Min.
2. Lied vom Salem Chor, 5 Min.
3. Begrüßung von Rev H. A. Goossen, Waldheim, 15 Min.
4. Quartett von Hepburn, 5 Min.
5. Thema:— Einleitung und Gesang einer Sonntagschule. Von P. J. Friesen, Hepburn, 20 Min.
6. Besprechung, 10 Min.
7. Lied vom Bruderfeld Chor, 5 Min.
8. Thema:— Wie können wir das Interesse der Kleinen wecken und erhalten? Von T. D. Schmidt, Laird, 20 Min.
9. Besprechung, 10 Min.
10. Gedicht:— Der Liebe Dauer. Von J. A. Funk, Waldheim, 5 Min.
11. Quartett von Waldheim, 5 Min.
12. Probeklasse von H. A. Dyck, Waldheim, 20 Min.
13. Besprechung, 10 Min.
14. Ernennung der Komitee vom Vorsitzer, 5 Min.
15. Schluß von Rev. Peter Schultz, Langham 5 Min.

Zweite Sitzung ½2 Uhr nachmittags.

1. Einleitung von Rev. Jakob Lepp, Dalmeny, 5 Min.
2. Bericht des Schreibers und des Programm Komittees 10 Min.
3. Quartett von Laird 5 Min.
4. Thema:— Wie kann in der Sonntagschule mehr geistliches Leben und mehr biblisches Wisser befördert werden? von Rev. John M. Franz, Petroffa, 20 Min.
5. Besprechung 10 Min.
6. Lied vom Bruderfeld Chor, 5 Min.
7. Thema:— Wie sollen die Schlußbemerkungen zu einer S. S. Lektion sein? von P. J. Harder, Hepburn, 20 Min.
8. Besprechung, 10 Min.
9. Gedicht von Erdman Nickel, Laird, 5 Min.
10. Lied vom Salem Chor, 5 Min.
11. Thema:— Die Notwendigkeit einer Kinderpredigt. Von Rev. L. K. Eidt, Rosthern, 20. Min.
12. Besprechung 10 Min.
13. Allgemeiner Gesang, 5 Min.
14. Kollekte, 5 Min.
15. Ansprache, („Round table talk.") von Rev. D. H. Wing, Regina. 30 Min.

Schluß.

Dritte Sitzung 6 Uhr abends.

1. Einleitung von Rev. C. F. Sawatzky, Laird, 5 Min.
2. Bericht des Beschlußkomitees 5 Min.
3. Ansprache von Rev. David Dyck, Waldheim, 20 Min.
4. Ansprache von Rev. D. H. Wing, Regina, 40 Min.
5. Lied vom Salem Chor 5 Min.
6. Ansprache von Rev. J. C. Peters, Waldheim, 20 Min.
7. Schluß vom Vorsitzer 10 Min.

J. P. Schultz, Dalmeny, Vorsitzer.
J. A. Hiebert, Laird, Schreiber.

Programm

für die Sonntagschul-Konvention, abzuhalten den 20. Juni 1915, in Munich, N. Dakota.

1. Allgemeiner Gesang.
2. Eröffnung vom Vorsitzer, Br. J. A. Fast.
3. Gesang vom Munich-Chor.
4. Thema. Mehr Begeisterung für die Sonntagschule, und wie ereicht man dieselbe? Br. M. J. Wipf.
5. Freie Besprechung. 10 Minuten.
6. Gesang vom Alsen-Chor.
7. Thema. Was darf die Klasse vom Lehrer, und der Lehrer von seiner Klasse erwarten? Br. C. A. Wall.
8. Freie Besprechung. 10 Minuten.
9. Gesang vom Rosehill-Chor.
10. Deklamation inbezug der Sonntagschule. Von der Rosehill-Sonntagschule.
11. Allgemeiner Gesang.
12. Thema. Wie soll ein Sonntagschullehrer sein? Rev. B. B. Fadenrecht.
13. Freie Besprechung.
14. Männerquartett. Von der Munich-Sontagschule.
15. Thema. Jesus, das Ideal des Sonntagschullehrers. Br. J. J. Wiebe.
16. Duett. Von der Alsen-Sonntagschule.
17. Gelegenheit für freie Bemerkungen.
18. Kollekte.
19. Geschäftliches; Wahl und Ortsbestimmung.
20. Schluß. Von Br. Andreas Benke.

Fortsetzung von Seite 9.

Street, vorsprechen oder 3306 Telephonieren.

Der Highway, eine gepflasterte Landstraße, führt nach dem Land und dauert es auf dem Auto nur etwa eine Stunde von Fresno dahin. Vor abend können wir immer zurück sein so das wer es wünscht 6 Uhr nach Reedley fahren kann.

Wo möglich sollte man sein Kommen einige Tage vorher melden durch Post oder Telegram.

Weil Deutsche Zeitungen jetzt nicht in Rußland hinein gelassen werden sollte man diesen Aufsatz aus der Zeitung schneiden und ihn an Freunde in Rußland in einem geschlossenen Kouvert senden. Die Briefe werden auf der Grenze lange nicht mehr alle aufgemacht.

Wer Beschreibungen mit Bilder wünscht sende mir seine Addresse.

Achtungsvoll,
Julius Siemens.

Colorado.

Kirk, Colorado, den 27. Mai 1915. Werter Editor! Da unser Vater Eduard Sudermann darüber besorgt ist, wer für ihn die übernommene Aufgabe als Korrespondent, für die Rundschau zu schreiben, übernehmen wird, ergreife ich die Feder. (Das ist der Anerkenung und unsers Dankes wert. Ed.) Sein Augenlicht ist nach seiner Krankheit derart, daß er vorderhand nicht lesen noch schreiben kann. Er ist jetzt auf, kann auch schön essen; ist aber noch sehr schwach und sitzt meistens im Stuhl. Pfingstmontag war er, wenn auch wie gesagt ziemlich schwach, mit zur Versammlung gefahren.

Weiter wäre vielleicht von hier zu berichten, daß nachdem Br. Peter Wiens von hier gerufen wurde, wegen seines Vaters Sterben, er den 15. Mai wieder her kam, die ihm von der Konferenz aufgetragene Arbeit fortzusetzen. Trotzdem das Wetter nicht sehr günstig war, konnten wir uns doch jeden Abend versammeln, außer einen Abend, am 18. Mai. Vormittag regnete es, und nachmittag mischte sich Schnee ein und es schneite großartig den ganzen Nachmittag. Wir wissen nicht genau, weil es beian immer schmolz, aber soviel wissen wir, daß über sechs Zoll Schnee fiel. Gegen Abend fing es an zu frieren, so daß lange Eiszapfen vom Dache hingen. Es sah wunderbar, die grünen Bäume mit dichtem Schnee beladen, so daß doch etliche Aeste abgebrochen waren. Die Nacht vom 19. auf den 20. fror es wieder und so sehr, daß die Erde steif war. Folglich ist das Obst somehr alles weg. Wir hatten eine Hoffnung für Obst, wie nie zuvor. Es ist einem dann schade, doch der Herr hat es getan und kein Mensch, deswegen können wir auch getrost sein und wissen, daß er seine gute Absicht dabei hat.

Sonntag, den 23. hatte wir hier in unserm Versammlungshause ein großes Sonntagschulfest. Es sind hier ungefähr 10 Sonntagschulen zusammen getreten, und diese Organisation hat beschlossen, jährlich etliche Mal zusammen zu kommen, zur Feier von Festen und zu Konferenzen. Montag kam dann unser eigentliches Pfingstfest, wo uns Br. Wiens am vormittage eine gesalbte Pfingstpredigt hielt. Am Nachmittage hatten wir Bibelstunde und abends englische Versammlung. Es waren nur wenige gekommen, denn es fing an zu regnen und regnete somehr in einem fort bis heute nachmittag. Jetzt hat es aufgehört, doch ist es dunkel.

Wie gesagt, gestern war die letzte Abendstunde. Der Bruder ermahnte uns, in der Gemeinschaft Jesu zu bleiben. Er hatte zum Text, wo die Emmaus-Jünger zu Jesu sagten: „Bleibe bei uns, denn es will Abend werden." — Der Herr wolle sein Wort nachhaltig segnen, ist unser Wunsch.

Br. Peter J. Nickel wurde letzte Woche telegraphisch zu seiner Mutter, die in Oklahoma auf Besuch war, gerufen. Sie, Schwester Nickel, hat ein schlimmes Gesicht. Wie ein Doktor gesagt hat, soll es Hautkrebs sein. Br. Nickel kam gestern heim und brachte die Mutter mit.

Die Aussichten für eine Ernte sind soweit sehr gut. Das Cornpflanzen ist infolge des vielen nassen Wetters noch nicht ganz beendigt. Gruß an Editor und alle Leser.

B. Warkentin.

Kansas.

Hillsboro, Kansas, den 28. Mai 1915. Werter Editor und Leser! Ich will 'mal wieder ein wenig berichten, weil unsere Freunde so zerstreut wohnen, und der Tod wieder in unsern Geschwisterkreis eingetreten ist. Dem lieben Bruder Jakob Graves in California ist seine so werte Frau gestorben, nachdem sie lange und schwer, aber in großer Geduld gelitten hat, hat der Herr sie den 13. Mai, gerade am Himmelfahrtstage, zu sich genommen. Sie hat ihr klares Bewußtsein gehabt bis zu ihrem Ende. Zwei Stunden vor ihrem Tode hat sie noch verlangt das Lied zu singen: Wann schlägt die Stunde, ach, wann darf ich gehn! — Ihre letzten Worte waren gewesen: Lieber Heiland, komme bald. Und ihr Ende war sanft und friedlich gewesen. Wie schwer es ihr fiel, ihren geliebten Jakob und die zwei Kinderchens zu verlassen, schrieb sie uns auf ihrem Krankenbett mit zitternden Händen noch 'mal selber. Aber sie sagte: „So wie der Herr will!" Sie schrieb den Brief am Sterbetage meines lieben Mannes, und das war der letzte. Dann wurden ihre lieben Eltern und Geschwister gerufen von Idaho, welche auch gleich hinfuhren und sie zwei Monate pflegten, was ihr sehr wohl tat. Sie mußte aber noch solange leiden, vom Januar bis Mai. Der liebe Bruder ist in tiefer Trauer, denn die Kinder sind noch klein, Estherchen vier Jahre und Waldo 7 Monate alt. Das Töchterchen weint viel, ihr ist ihre Lage jetzt so unbegreiflich.

Während sie oben triumphiert, weinen wir hier unten! Man sollte wohl nicht, aber: der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.

Unser Johannes fuhr noch hin, dem lieben Bruder zur Aushilfe; ist nur drei Tage vor ihrem Tode hingekommen. Aber er ist denn jetzt nicht so allein. Die Eltern und Geschwister fuhren heimwärts, weil nach der Aussage des Arztes es auch noch könnte lange dauern, und sie beinahe nicht konnten länger von zuhause wegbleiben. Das Telegramm haben sie nicht zeitig genug bekommen, wir hier auch nicht, und so hat keiner nach dem Begräbnis kommen können. Aber die Lieben dort haben sich ihrer so angenommen, sie soviel besucht und ihnen so treu zur Seite gestanden mit Rat und Tat, daß wir ihnen nicht genug danken können. Der Herr wird's vergelten!

Der Bruder schaut jetzt bange in die Zukunft, doch murren will er nicht.

Auf Erden ist's dunkel, im Himmel ist's licht,
Die Tränen des Schmerzes, die weint man dort nicht;
Kein Klagen wird dort und kein Seufzen gehört,
Kein Laut, der den Frieden des Herzens uns stört.

Geschwister Bernhardt Wiebe und Tochter werden wohl anfangs Juni abfahren nach California, den Bruder, und dann ihre Kinder in Idaho besuchen.

Es ist hier jetzt dunkel und regnerisch. Der Weizen in unserer Nähe sieht infolge der Hessenfliege nicht sehr gut, doch wird es wohl soviel geben, als wir brauchen. Was uns gut ist, das weiß der Herr am besten.

Ein Gruß an alle Leser. Dies diene auch den lieben Asiern zur Nachricht. Auf Wiedersehen!

Witwe Hel Warkentin.

Inman, Kansas. Das Pfingstfest ist wieder vorüber, und der Herr hat uns an demselben reichlich gesegnet. Am ersten Pfingsttage hatten wir Tauffest. Br. Isaak Friesen machte morgens die Gebetseinleitung mit einem Abschnitt aus Apgesch. aus dem ersten Kapitel. Nach der Gebetsstunde hielt Vater P. H. Block die Pfingstpredigt über Apgesch. 2, 1—4. Br. Johann Esau hielt eine Ansprache über 1. Pet. 3, 21 und Jer. 31, 31—33. Er machte besonders die Bedeutung des Bundes wichtig und sprach über die Bedeutung und Form der Taufe.. Dann wurden den Täuflingen die üblichen Fragen, gestützt auf Gottes Wort, vorgelegt, welche befriedigend beantwortet wurden. Zum Schluß wurde noch gebetet; auch die Täuflinge beteten alle. Somit wurde die Vormittagsversammlung geschlossen und zum Fluß gefahren, um die Taufhandlung zu vollziehen.

Am Flusse sprach Br. Kornelius Thießen noch über Ap. Gesch. 2, 41 und betete mit der Versammlung. Br. Esau legte den Täuflingen noch zwei Fragen vor, die auch befriedigend beantwortet wurden. Dann wurde noch das wichtige Lied: „Nie will ich wieder treulos werden," gesungen. Dann stieg Br. Esau mit neun Seelen, die Frieden gefunden hatten, ins Wasser und taufte sie auf den Befehl Jesu nach Matth. 28, 19.

Zum Versammlungshaus zurückgekehrt, wurde zu Mittag gespeist. Nachmittag fand die Aufnahme der Neugetauften statt. Br. A. J. Neufeld hielt eine Ansprache über Matth. 3, 13—17, und Br. Esau über Röm. 15, 7, worauf die Neugetauften mit Händeauflegen, Gebet und Segenswunsch aufgenommen wurden. Die Versammlung wurde mit Singen des Liedes „Nun legt des Christen Harnisch an," und Gebet geschlossen. Am nächsten Tage unterhielten wir das heil. Abendmahl und Fußwaschung. Der Herr war reichlich unter uns.

Wenn man dann alle Wohltaten Gottes erwägt, die er an uns tut und uns nach Seele und Leib segnet, dann wird man bewogen mit dem Altvater Jakob auszurufen: „Ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem Knechte getan hast," und man faßt auf's neue den Entschluß: „Bis an mein Ende hin will ich nicht wanken von meinem Christensinn und Heilsgedanken."

Regen haben wir dieses Frühjahr sehr viel.

Zwei junge Paare stehen im Begriff, in kurzer Zeit ihre Hochzeit zu feiern. Wenn der Herr Leben und Gesundheit schenkt, berichte ich nächstens mehr darüber.

G. D. Willems.

Missouri.

Clinton, Missouri, den 26. Mai 1915. Jetzt kann man von hier auch sagen: Regen und immer wieder Regen. Letzten Sonntag Morgen gab's noch tüchtigen Sturm und Hagel dazu. Das Gartengemüse und die Weinranken sahen ziemlich verheert aus. Im Weizen sind viele Halme eingeknickt. Heute kommt ein Regenschauer nach dem andern. Ich kann nicht einsehen, daß der heutige Regen noch zum Nutzen sein sollte.

Letzte Woche bekam J. E. Simon telegraphische Nachricht, daß seine Mutter bei Bison, Kansas, gestorben sei, und somit fuhr er hin zum Begräbnis. Willie Mohr bekam Nachricht vom Hospital in Wichita, Kansas, daß seine Mutter am Blinddarm operiert sei, und sie sei dem Tode nahe. Er und Frau fuhren dann auch ab dorthin. Ein paar Tage später war seine Mutter gestorben und heute sollte das Begräbnis sein. Schwester Reinmuth fuhr auch hin zum Begräbnis und auch zugleich ihre Tochter, Frau Seth Mohr, zu besuchen. Johann Hinger seine Mutter hatte Nachricht von N. Dakota erhalten ,daß die Frau des einen ihrer Söhne gestorben sei, und nun war ihr Mitleid so groß, daß sie hinfuhr, ihn in seiner Trübsal zu besuchen und zu trösten. Isaak Schmidts, die ihre Heimat in Walla-Walla, Washington, hatten (er war dort Lehrer in der Akademie), kamen letzte Woche hierher auf Besuch. Ihr Reiseziel ist Java. Sie werden von der General-Konferenz hingeschickt. Na, die haben eine lange Reise vor sich. Java ist eine Insel zwischen Indien und Australien. Bei Geschwister Ewerts war letzten Sonnabend Hochzeit. Ihre Tochter Katharina verehelichte sich mit Chester Schneider. Es waren da über 100 Hochzeitsgäste, und alle wurden auf's beste bewirtet . Br. Haffner hielt die Trauhandlung. Die Brüder Fr. Jung und Isaak Schmidt hielten nach dem Essen auch noch kurze passende Ansprachen. Die jungen Leute sind schon abgereist zum Vater Schneider, doch zum Herbst wollen sie wieder zurückkommen, um hier zur Schule zu gehen und den Akademie Kursus zu vollenden.

Prof. Hartmann hat für seine Sommerferien 25 Musikschüler, und man kann sich denken, daß er dazu froh ist. An unserer Ernte fressen die Cinch Bugs, aber an seiner nicht.

Die Schlußfeierlichkeit der Schule, den 22. d. Mts. abends war recht schön. Die Eröffnung war mit Musik und Gebet. Br. Witzke hielt einen schönen Vortrag. „Der Golf ist gekreuzt, das Meer liegt jetzt vor uns." — Er galt besonders den fünf Graduierten, nämlich Heinrich Willems, Gottfried Ruf, Fred Jung, Robert Neuman und Reinert. Zwei Studentinnen sangen ein Duett: „Auf Wiedersehen!" Vier Studenten sangen: „Näher, mein Gott, zu Dir, Dir!" Fr. Jung hielt auch eine schöne Ansprache, so etwa halb in Gedichtform, und überreichte dem Präsidenten der Schule eine große amerikanische Flagge. Die Flagge soll zu Zeiten an einem 50 Fuß hohen Pfosten, der vor dem Seminar von diesen fünf Studenten aufgerichtet wurde, im Winde flattern als Erinnerung dieses Festes. Prof. Schilling überreichte ihnen ihre Diplomas in ehrenhafter Weise. Die Rede, die er hielt, war meisterhaft, nicht Tadelndes, sondern nur löblich. Am Schluß und am Krönungstage aller Kinder Gottes, wird auch nichts tadelhaftes gesagt werden, sondern nur: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, gehe ein zu deines Herrn Freude." Jenes Diploma wird glänzender sein wie dieses. Da wird die Freude nach dem Siege doch noch viel größer sein. Zum Schluß sangen die Graduierten ein Lied, und Gebet von Br. Haffner. Es waren viele Englische anwesend, aber, was vorgetragen wurde, war in Deutsch. Das kam mir ganz recht vor, denn es ist ein deutsches Seminar. Die Schule ist aus, und die Studenten zerstreuen sich nach allen Richtungen. Viele gehen kolportieren, aber die Mehrheit werden wohl heimgegangen sein. Geschwister Ewerts' zwei Söhne Abraham und Klaas und Br. Stern sind nach dem nordwestlichen Missouri gegangen um zu kolportieren. F. F. Schwindt ging nach Oklahoma, unsere Tochter Lydia nach St. Louis. u. s. w. J. J. Ortner und sein Bruder Christian sind noch immer fleißig am Hausbauen. Wie ich verstehe, wollen sie bald wieder eins in Angriff nehmen.

Nun hat es acht Stunden lang in einem fort geregnet, mitunter auch noch ziemlich sehr. Es hat etwa vier Zoll Wasser gegeben. Wir hatten draußen einen Eimer stehen, in demselben war fünf Zoll Wasser. Die Erde ist jetzt sehr weich und Wasser ist überall zu sehen, d. h. in den Niederungen.

Jakob Thomas.

Canada.

Manitoba.

Altona, Manitoba, den 26. Mai 1915. Werte Leser und Editor der Rundschau! Einen herzlichen Gruß zuvor! Es sind in letzterer Zeit soviel längere und kürzere Berichte über Begebenheiten aus früherer Zeit erschienen, welche fast ausschließlich sehr lehrreich für uns sind, so daß man sich beinahe dem Gedanken hingibt: Es ist zu schade, diesen den Raum mit einer unvollkommenen Korrespondenz zu verkleinern und doch fühle ich mich gedrungen, einiges von dem, was wir in letzter Zeit genossen mitzuteilen, dieweil ich weiß, daß mancher regen Anteil daran nimmt, wenn er etwas von dem erfährt, was andern Glaubensgenossen zuteil geworden ist, sei es Leid oder Freude.

Diesmal kann ich nicht anders, als mit dem Psalmisten ausrufen: „Danke dem Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat! Der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen" u. s. w. Es wird ja das ganze Jahr hindurch das Netz des Evangeliums ausgeworfen und, Gott sei Dank! wir haben einen schönen Fischzug tun dürfen, indem an 60 jungen Seelen in unserer Gemeinde die heilige Taufe vollzogen werden konnte nach des Herrn Befehl. Der Herr war uns in all den Unterrichtsstunden fühlbar nahe, ihm sei Lob und Dank dafür! Auch haben wir die Freude, einen lieben Reiseprediger. Br. Horsch aus California in unserer Mitte zu haben, der von den Missionsbehörden der innern und äußern Mission gesandt zu worden ist, die Gemeinden in den verschiedenen Gegenden zu besuchen, um mehr mit denselben in Fühlung zu kommen, und im Interesse der Mission selber. Er kam eine gute Woche vor Pfingsten und hat die Zeit gut ausgenützt und angewendet, um das Wort vom Kreuz zu verkündigen und mit der Gemeinde bekannt zu werden, die ihre Türen für ihn öffnet. Auch hat er uns am ersten Pfingsttage eine gediegene Pfingstpredigt gehalten, worin er uns einige von den heutigen Pfingstwundern zeigte, die bei jetziger Zeit noch geschehen, wenn wir nur darauf merken, — wenn auch in anderer Gestalt als am ersten Pfingstfeste. Der Herr gab uns alles Nötige dazu: das allerbeste Wetter, genügend Prediger-Brüder um uns die Wichtigkeit der Mission ans Herz zu legen, und eine zahlreiche Versammlung. Schade, daß bei solchen Gelegenheiten sich unsere Gotteshäuser immer als zu klein erweisen. Auch hier zeigte uns der l. Br. Horsch die Felder der innern sowie der äußern Mission, was und wie gearbeitet worden sei, die Treue, die es bedarf, um mit Gottes Hilfe etwas ausrichten zu können, wie Vieles noch zu tun sei und schließlich woran es fehle, daß nicht mehr getan worden ist oder werden kann. Und da sind wir bis zum Schwerpunkt angelangt: Es fehlt an Arbeiter, und an Mittel, dieselben senden zu können. Ja, daran fehlt's. Die Arbeiter würden wohl noch zu finden sein, aber die Mittel! — Das liebe Geld, das ich mir so sauer erworben habe, soll ich hergeben und nichts dafür erlangen? Das geht nicht; meine Familie muß auch leben und die Wirtschaft macht soviel Unkosten. Oder: Wovon sollen wir in unsern alten Tagen leben, wenn wir nichts zusammengespart haben? Dieses und anders mehr sind Entschuldigungen, daß nichts übrig ist. Nichts?! Nein, dies ist zuviel gesagt, das Licht, welches in diese Welt gekommen ist, welches alle Menschen erleuchten soll, hat seinen Schein auch in unsrer Gegend soweit verbreitet, daß wir anfangen zu erkennen und zu bekennen: „Es ist alles des Herrn! Gold, Silber, Ochsen und Esel" und was sonst genannt mag werden. Der Herr bedarf unser nicht; er hat die Güter nur in unsere Verwaltung gegeben, und wie es mit derVerwaltung zugeht, sehen wir an den Knechten aus dem Gleichnis von den ausgeteilten Pfunden. Auch die Vergeltung dafür wird uns hier klar vor Augen geführt. Und Gott sei Dank! es ist auch hier wenn auch in großer Schwachheit und Unvollkommenheit, ein Anfang der Missionstätigkeit gemacht worden, und so wenig auch nur von unserer Seite getan worden ist, so dürfen wir doch schon Lohn davon haben, hier schon, und wieviel mehr haben wir die Verheißung, im Jenseits! Doch ich wollte kurz sein, und muß mich wieder entschuldigen über die Ausdehnung meines Berichts. Wie schon gesagt, das Fest war ein segensreiches. Sechs Ansprachen wurden gehalten, und die Chor- und Gemeindegesänge trugen das Ihre dazu bei, das Fest zu verschönern. Dem Herrn gebührt alle Ehre!

Der Gesundheitszustand ist allgemein gut zu nennen, nur ist hier und da jemand mehr oder weniger leidend, meistens an chronischen Krankheiten. Die Witterung ist bis jetzt noch wechselhaft gewesen, und wenn die Erde hier auch sehr ausgedörrt ist, so hat der Herr uns schon drei schöne Landregen geschenkt, immer so zwei Wochen auseinander, die wenigstens die Oberfläche durchweichten. Und folgedessen sieht unsere Aussaat vielversprechend aus. Es sieht auch jetzt so aus, als ob es in Bälde Regen geben kann.

Ich muß noch bemerken, daß wir die Feiertage einen Brief von Sibirien erhielten, auf dem in der Zensur auf jeder Seite die Worte aufgedruckt waren: „Kürzer! sonst Beförderung unmöglich." Der Brief war offen, und allem Anschein nach haben wir ihn auch nicht ganz erhalten, freuen uns aber herzlich über das Erhaltene.

Mit nochmaligem Gruß schließt für diesmal

Maria Epp.

Saskatchewan.

Bethania, Main Centre, Saskatchewan, den 26. Mai 1915. Werte Rundschau! Es hat wieder die ganze Nacht geregnet, auch heute beinahe bis Mittag. Da gibt es dann für den Farmer einmal etwas Abwechslung, mal ein bißchen Lesen, schreiben oder die Geschäftspapiere durchzusehen u. s. w. was eben ein jeder mit Vorliebe tut.

Ueber Trockenheit und Dürre zu klagen und zu murren und um Regen zu seufzen, haben die Leute aufgehört. Einmal auf dieser Ansiedlung von Gott durch Dürre heimgesucht, gezüchtigt, hörte man dieses Frühjahr, nachdem der Regen auch wieder etwas lange ausblieb, einige mißmutige Farmer klagen: Es gibt wieder nichts! Wir hatten jedoch noch keine Ursache hierzu. Als ich vor zwei Wochen mit meinem Nachbar zusammen fuhr, zeigte ich ihm meinen letztgesäten Weizen und sagte zu ihm: Schau 'mal, wie schön der aufgeht. Und das Land war doch staubtrocken. Ich dachte gewiß, der würde nicht ohne gründlichen Regen vorkommen können. Aber so sind wir Menschen, wir sorgen und leben schon in Aengsten, wenn noch keine Ursache dazu da ist. Ja, meinte er, wir denken oft schlecht von Gott. Es ist unrecht jetzt schon oder überhaupt zu sorgen.

In den letzten zwei Wochen haben wir schon recht viel Regen erhalten. Ein jedes Herz sollte gewiß recht dankbar dafür sein. Es ist auch eine wahre Lust, anzusehen, wie es jetzt alles so rasch und stark wächst; es grünt und blüht auf jedem freien Plätzchen. „Wie ist die Erde doch so schön, so schön! Das wissen die Vöglein, sie heben ihr leicht Gefieder und singen so frohe Lieder in den blauen Himmel hinein, in den blauen Himmel hinein. Wie ist die Erde doch so schön, so schön! das wissen die Flüss' und die See'n. Sie malen im klaren Spiegel die Gärten und Städt' und Hügel und die Wolken die drü-

der gehn. Und Sänger und Maler die wissen's es wissen's viel andere Leut'; und wer es malt, der singt es; und wer es nicht singt, dem klingt es in dem Herzen vor lauter Freud'."

So sieht die Erde dem sorglosen Beobachter, aber auch jedem wahren Kinde Gottes, das überall in der Natur seines Vaters Wunderwerke wahrnimmt. Dem jedoch der mit Sorgen der Nahrung und Kleidung von früh bis spät umzugehen gewohnt ist, sieht sie wohl mehr wie ein verräucherter Sack aus; er findet sehr wenig, woran er sich freuen sollte.

Schauen wir jedoch nach dem Osten, nach dem Kriegsschauplatze, wo die Erde vom Blute der erschlagenen jungen, kräftigen Mannschaft raucht, dann sieht uns die Erde auch nicht schön. Zerrissen, zersprengt, zerwühlt sind da die schönen grünenden Wiesen und Saaten u. Gärten; u. von großen stolzen Wäldern, in denen der Krieg tobt, dürfte auch wohl sonst nichts stehen bleiben als die entästeten Baumstämme, auf deren fetzigen Spitzen hin und wieder einige Raben krächzen. Oder ob die deutschen Soldaten das auch mitunter obiges Volkslied anstimmen! „Es glänzt Natur u. Leben, schlecht sind die Menschen nur!" Ein bitterer, aber gerechter Vorwurf für dich und mich; zerstören können wir gründlich. Wie können wir gut machen, was wir verschuldet? Wohl nur durch wahre Liebe und Friedfertigkeit. Mit Gruß,

Heinrich und Tina Neufeld.

Hepburn, Saskatchewan, den 21. Mai 1915. Liebe Rundschauleser! Da ich heute etwas Zeit habe, so will ich eins und das andere mitteilen. Etwa vor vierzehn Tagen schaute ein manches Gesicht in unserer Umgegend traurig aus, denn die Saat war der Mutter Erde anvertraut, aber es schien sehr trocken aus. Jedoch am Himmelfahrtstage gab der l. Gott uns schönen, sanften Regen. Das war für manch ein Gottes Kind eine Gebetserhörung; denn viele hatten schon, wenn auch im Kämmerlein, um Regen gebetet und wohl auch versprochen zu danken. Ja manch eine Seele hat vielleicht auch versprochen, öffentlich in der Versammlung zu danken (Jedoch das fällt mitunter schwer), denn der Herr gab auch den folgenden Tag einen noch schönern Regen. Und wunderbar froh schaute jedes Gesicht in der nächsten Versammlung, aber — — — niemand dankte dem Herrn öffentlich für den schönen Regen. Ich weiß auch nicht, ob sich jemand schuldig gefühlt hat; denn oft beten wir um eine Sache sehr ernstlich, und sobald wir sie erlangt, scheint es uns so natürlich zu sein, daß wir zu bescheiden sind, dafür zu danken. Ist es so? — Wenn unsere Kinder vergessen Dankeschön zu sagen, dann — sagen wir gewöhnlich: „Das war aber — wie? Unbescheiden! — So! — Jedoch eine l. Schwester hat mir bekannt, daß sie's dem Herrn versprochen habe, öffentlich zu danken, hat es damals nicht getan; aber sie hat's später getan.

Ja so geht es; das Getreide steht schön, alles in prächtigem Grün. So vergingen die Tage schnell, und miteinmal war es Pfingsten. Ja, es war gestern ein schöner Tag und recht viele Zuhörer versammelten sich in unserm Bethause, um an diesem so schönen Tage die Vergangenheit in Erinnerung zu rufen, wo einst die Jünger so einmütiglich auf die Ausgießung des heiligen Geistes warteten. Wie sie so glücklich und überglücklich wurden, so daß sie gar nicht schweigen konnten, sondern waren so voll, daß ihr Herz überquoll von Loben und Danken u. Verkündigung der großen Taten Gottes, daß sie sogar in fremden Sprachen redeten, — und um dem Herrn Jesu auch Anbetung darzubringen, wenn von den Meisten auch nur im Stillen.

Dann wurde kurz die Geschichte von der Speisung der Fünftausend von einem Bruder verhandelt. Weiter hörten wir die Tagesgeschichte von Bruder P. Nickel u. s. w. Dann wurde bekannt gemacht, daß heute (Montag) im Bruderfelder Bethause ein Missionsfest stattfinden sollte, wozu alle Geschwister und wer sonst Lust habe, hinzufahren, eingeladen sei. Da ich immer sehr gern auf solchen Festen weile, so mußte ich mich umschauen, ob wo Gelegenheit sei, mit zu fahren. Und wirklich, die Geschwister bei Hepburn lieben uns so, daß sich mehrere willig zeigten, uns mitzunehmen, obzwar auch geteilt, so daß meine liebe Tine auf einem und ich auf einem andern Fuhrwerk mit konnten.

O wie schön ist's doch in der Natur, wenn man morgens in der schönen Maienluft so durch die grünen Felder und durch die üppigen, dichtbelaubten Wälder fährt. O meine Seele wird immer gehoben und stille Seufzer entspringen meinem Herzen und steigen zu dem empor, der alles so schön geschaffen hat und— der uns noch schöneres verheißen hat in jener Herrlichkeit, und unwillkürlich kommt mir in den Sinn: „Wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht sehe!" Und zu schnell war der sieben Meilen lange Weg zurückgelegt. Jedoch auch hier freute man sich, denn manch ein freundliches Gesicht durfte man sehen. Dann sang der liebe Chor etliche schöne Lieder, die wieder eine Hebung für meine und für manches andern Seele sind. Dann forderte Br. H. Thießen auf zum Loben, Beten und Danken mit Psl. 66. Jedoch auch hier taten's die Meisten wohl nur im Stillen. Dann hielt Br. D. D. Dick eine kurze, aber ernste Begrüßungsrede über 1. Kor. 1, 1—3, worauf der Chor ein treffendes Begrüßungslied sang. Dann hielt Br. H. Goossen eine wichtige Ansprache über Psl. 16, 5. 6. und machte es so wichtig, daß der Herr unser Gut und unser Teil ist, und daß er unser Erbteil erhalten will, welches uns auch niemand rauben kann, denn uns sei das Los auf's lieblichste gefallen, indem uns ein schön Erbteil im Himmel geworden sei durch Jesum Christum. Nachdem dann der Chor wieder das Seinige getan hatte, trat Br. D. Klassen von Borden auf und hielt uns die eigentliche Missionssprache nach Mar. 5, 1—20. Besonders hielt er sich an die Verse 19 und 20, wo Jesus sagt: „Gehe hin in dein Haus und zu den Deinen und verkündige ihnen, wie große Wohltat dir der Herr getan hat" u. s. w. Es war eine ernste und wichtige Predigt, die jede aufmerksame und wache Seele gerührt haben muß. Dann wurde Schluß gemacht. Nachdem noch eine Kollekte für die armen Heiden gehoben worden war, deren Ergebnis $44.20 betrug, wurden alle Gäste mit einem recht schönen Mittagsmahl bedient.

Nachdem alle gesättigt waren und verschiedene scheinbar sehr wichtige Dinge von verschiedenn Gruppen besprochen waren, wurden alle hereingenötigt und nach einer kurzen Aufmunterung, recht dreist zu sein (von P. Friesen) wurden recht viel und schöne Sachen verkauft, die die Geschwister bei Bruderfeld angefertigt haben. Aber zweierlei fiel mir beim Missionsausruf in Bruderbeld auf: Erstens, daß die Brüder die einen vollen Geldbeutel haben, wenig Interesse zeigten für die mühevollen Arbeiten der Schwestern, die vielleicht die eine oder die andere Sache in nächtlichen Stunden bei großen Müdigkeit gemacht haben, weil sie am Tage nicht Zeit fanden dazu wegen der vielen Arbeit in der Wirtschaft und mit den Kindern, und vielleicht die Arbeit mit Tränen genetzt und hin und wieder dabei seufzend zum Vater über dem nächtlichen Sternenhimmel emporgeschaut und gefleht: „O Herr, segne doch meine Arbeit und gib, daß sie doch einigermaßen gut bezahlt wird, während sie jetzt sehen mußten, daß doch manch eine Sache zu billig wurde, weil es doch für die Judenmission sei!

Zweitens war, was mir auffiel, daß die, die ein Interesse Sachen zeigten, meistens

nur einen sehr kleinen Geldbeutel haben u. oft noch mit dem Unterschiede, daß in den letztern anstatt Banknoten oder Checks höchstens ein oder zwei Schuldrechnungen aus diesem oder jenem Kaufladen enthalten waren.

Nun ich glaube doch, ohne viel Mühe aus wenig sehr viel machen, wie bei der Speisung der Fünftausend. Wenn er es nur segnet! Darum nur mutig, Brüder und Schwestern, denn der Herr nimmt jedes Schärflein an und kann es brauchen.

In Liebe, euer Mitpilger nach Zion.

J. J. Kröker.

Ernfold, Saskatchewan, den 25. Mai. 1915. Lieber Editor und Leser! Da ich schon lange nicht an die Rundschau geschrieben habe, will ich jetzt doch einmal wieder versuchen ein Lebenszeigen zu geben, wenn es nicht zu unvollkommen sein wird, denn meine Hand und die Gedanken sind noch beide ziemlich schwach, und das ist auch die Ursache, weshalb ich so lange nicht geschrieben habe. Ja, ich, oder wir, haben einen sehr harten Winter gehabt. Ich erkrankte nämlich an Lungenentzündung und legte mich am ersten Weihnachtstage, den 25. Dezember, abends mit starkem Fieber zu Bette und zwar mit großen Schmerzen. Ich hatte noch Br. C. Hiebert von Herbert zum Depot gefahren, und als ich heim kam, besorgte ich meine Hofarbeit und dann ging ich hinein. Ich und Mama sprachen noch über dies und jenes, von der Versammlung am Tage und von dem Programm, welches wir am Abend vorher hatten, und dann so um vier Uhr bekam ich miteinmal Frost, aber solchen Frost, daß auch der warme Ofen mich nicht zu wärmen vermochte, was so vier Stunden anhielt, und dann kam Hitze, so eine Hitze, daß mir mein Gedächtnis auch genommen wurde und ich so bis Mitternacht viel gesprochen haben soll, ohne mein rechtes Wissen — alles von dem am Abend vorher verhandelten Programm. Dann habe ich so drei Monate hart zu Bett gelegen. Doch jetzt muß ich sagen, dem Herrn sei Dank! jetzt kann ich schon etwas hinaus, wenn nicht zu kalte Winde sind. Ich bin auch schon ein paar mal in der Stadt gewesen. Ich bin zwar noch sehr schwach, kann aber jetzt gut essen. Der Schlaf könnte etwas mehr sein.

Wir hatten am 12., 13., und 14. dieses Monats einen sehr schönen. ja großen Regen. Jetzt geht die letztgesäte Frucht sehr schön auf und jedermann sieht froh aus. Vorher war es auch schon sehr trocken. Während ich dies schreibe, sieht es auch sehr

nach Regen.

Viel Neuigkeiten kann ich nicht berichten. Gesund sind wir hier jetzt soweit samt Kindern alle, auch unsere Nachbarn, soviele wir hier sind. Jedermann ist fleißig an der Arbeit, wer nicht auf dem Felde, der mit Spazieren.

Später. Möchte noch zu obigem Schreiben zufügen, daß wir nachts wieder einen starken Regen hatten, auch heute regnet es schön, welches uns immer wichtig ist in dieser Gegend.

Grüßend verbleibe ich euer Mitpilger im Herrn.

Isaak C. J. Löwen.

Eine seltsame Krankheit. Herr N. Kopp von Redcliffe, Alta., berichtet über seine Erfahrung mit einem eigentümlichen Leiden. Er schreibt: „Vor einem Jahre bekam ich eine Art Fieber, welches eine schlimme Entzündung meines Gesichtes zur Folge hatte. Die Geschwülste wurden so groß, daß sie meine Augen und selbst die Ohren bedeckten. Ich konnte nicht mehr sehen. Ich sah schrecklich aus und erduldete unbeschreibliche Schmerzen. Ich konsultierte verschiedene Aerzte, hier und in den Vereinigten Staaten, aber niemand konnte mir helfen. Schließlich erzählte mir ein Mann in Sedley von Forni's Alpenkräuter. Zwei Flaschen dieses Heilmittels kurierten mich vollständig. Ich kann nur sagen, daß ich es als die wunderbarste aller Medizinen betrachte."

Forni's Alpenkräuter ist keine Apothekermedizin, sondern ein altes, zeiterprobtes Kräuterheilmittel, welches schon über hundert Jahre im Gebrauch ist, obgleich es niemals in umfassender Weise öffentlich angezeigt wurde. Es wird dem Publikum direkt vom Laboratorium geliefert. Man schreibe an: Dr. Peter Fahrney & Sons Co., 19—25 So. Hoyne Ave., Chicago, Jll.

Vom Kriege.

In der letzten Zeit wurden aller Augen hauptsächlich auf zwei wichtige Ereignisse gelenkt, dem Lusitania-Fall und dem Uebertritt Italiens auf die Seite der Alliirten. Was unsere Regierung schließlich tun wird, wenn Deutschland dabei bleibt, die Verantwortung für den Untergang der amerikanischen Bürger mit der Lusitania abzulehnen, weil diese sich dazu hergaben, ein britisches Schiff, mit Munition und Sprengstoffen für Großbritanien beladen, gegen die deutschen Angriffe mit ihren Leibern zu decken, ist noch unentschieden. Noten werden von hier hinüber und von dort herüber gesandt, um eine Einigung zu

---

erzieeln, aber bis jetzt ohne Erfolg. Deutschland glaubt sicher zu sein, daß die „Lusitania" ein britischer Hilfskreuzer und kein gewöhnlicher Dampfer war, der selbst in Friedenszeiten Geschütze mit sich führte, die aber m Innern des Schiffes in einem Versteck gehalten wurden. Zudem bestand ein großer Teil seiner Ladung aus Munition und Sprengstoffen, welchem hauptsächlich das rasche Versinken des Dampfers zuzuschreiben sei, da dieselben im Innern des Schiffes explodierten. Da nach amerikanischen Gesetzen ein Dampfer, der solche Stoffe an Bord führt, keine Passagiere aufnehmen darf, so schiebt Deutschland die Verantwortung für den Tod der Amerikaner auf die, welche dieses Gesetz übertreten haben. Unsere Regierung weist dies aber zurück mit dem Hinweis, daß in dem betreffenden Gesetz nur die Rede von leicht entzündlichen Sprengstoffen, aber nicht von Munition die Rede ist, und will, wie es scheint, die Behauptung, daß solche leichtentzündlichen Stoffe an Bord waren, wegstreiten. Auf beiden Seiten ist man bestrebt, den Frieden zu erhalten, will diesem Zweck aber nicht das geringste Opfer bringen.

Daß Italien sich jetzt gegen seine frühern Bundesgenossen wendet und zu deren Feinden übergeht, hat bei jenen einige Aufregung hervorgerufen, besonders deshalb, weil Oesterreich-Ungarn auch nach deutscher Ansicht in der Bewilligung der Forderungen Italiens soweit gegangen war, daß es unmöglich weitergehen konnte. Man ist dort überzeugt, daß Italien höchst ungerecht in seinen Fordernugen war und mit aller Macht darnach strebte, das mit Oesterreich und Deutschland eingegangene Bündnis aufzuheben. Die Alliirten freuen sich ungemein, in Italien einen neuen Bundesgenossen gefunden zu haben und schwelgen in den schönsten Hoffnungen. Ob sich dieselben erfüllen werden, kann nicht gut voraus gesagt werden, obgleich man annehmen sollte, daß die von allen Seiten bedrängten Verbündeten auf die Dauer dem Ansturm nicht werden standhalten können.

Unterdessen wird der Kampf auf den alten Kriegsschauplätzen bald mit mehr, bald mit weniger Energie fortgeführt. Am 22. Mai wurden von einem deutschen Aeroplan drei Bomben auf Paris herabgeworfen, wobei zwei Fußgänger leicht verletzt wurden. Bei Irland bohrte ein deutsches Unterseeboot einen britischen Segler in den Grund, wie man zu sagen pflegt. Die Mannschaft erhielt jedoch Zeit genug, sich zu retten. Am. 27. passierte das Unglück, daß der britische Regierungsdampfer „Princeß Irene" durch eine Explosion an Bord in die Luft flog, wobei die Mannschaft, bestehend aus 250 Mann, und 78 Arbeiter bis auf einen einzigen ums Leben kamen. In den Dardanellen wurde von einem Unterseeboot das britische Schlachtschiff „Magestic" in den Grund gebohrt, doch gelang es, fast die ganze Mannschaft zu retten.

Obgleich man den Luftfahrzeugen aller Art den Vorwurf macht, daß sie gegen die berühmten Unterseeboote nicht aufkommen können, hört man doch hin und wieder von ihrer Tätigkeit. An einem Ort 67 Meilen südöstlich und an einem andern 17 Meilen nordöstlich von London und in gewissen Außendistrikten von London wurden Zeppelinkreuzer gesichtet.

Wenn auch die Verbündeten auf dem westlichen Kriegsschauplatze Erfolge zu verzeichnen haben, so fallen diejenigen auf dem östlichen doch mehr in die Augen. In Mittelgalizien herrscht rege Tätigkeit. Oestlich von Czernowitz in der Bukowina versuchten die Russen am 22. Mai über den Fluß zu gelangen, mußten sich aber unter großen Verlusten zurückziehen. Auch in Russisch-Polen begaben sie sich auf den Rückzug. Am 25. erstürmten die Verbündeten die Ortschaften Drohogow, Ostrow, Radymno und noch zwei, ebenfalls stark befestigte Höhen. Es wird auf die großen Verluste der Russen bei diesen Kämpfen hingewiesen; wahrscheinlich sind die der Verbündeten auch nicht gering. Die Umzinglung der Festung Przemysl durch die Deutschen und Oesterreich-Ungarn macht Fortschritte und man hofft, daß sich der Ring bald schließen wird.

Erzählung.

Christ und Jude.

Fortsetzung.

„Wenn der Graf tot ist," erwiderte der Gerber, „sind wir unseres Eides quitt. Aber die Sorge, was wir dann thun wollen, wird uns der Türke schon ersparen. Fangen wenigstens, um der elende Sklave eines türkischen Bluthunds zu werden, fangen laß ich mich nicht, und wenn ich mich nur noch mit den Zähnen wehren kann!"

„Wohl gesprochen, Herr," sagte Zameth, indem er ein rotes Tuch aus seiner Brusttasche zog und es wie einen Turban sich um das Haupt schlang, man weiß oft nicht, wie sich alles fügen kann; wenn Ihr aber das rote Tuch seht, so vergeßt nicht, daß der Zameth noch da ist und Euch retten möchte."

„Du meinst es gut, Zigeuner, und ich wollte, ich könnte dir noch meinen Dank beweisen. Wenn du dem Gemetzel entkommst, was vielleicht nicht so unmöglich ist, so geh' nach Siclos und grabe nach unter dem Keller meines abgebrannten Hauses rechts in der Ecke, wo sonst das große Faß lag. Du hast eine feine Spürnase, vielleicht findest du da etwas, was du wohl brauchen kannst. Leb' wohl! — Und nun, Kinder, in den Schloßhof! Stille! Unser Abschied ist bereits gemacht. Gott zum letzten Gruß und den Herrn Christum zum Trost in Ewigkeit. Amen!"

Er ergriff seine schwere Streitaxt, und die beiden Jünglinge folgten ihm schweigend.

Die Besatzung war bereits im Schloßhof versammelt. Sie war auf ein kleines Häuflein zusammengeschmolzen. Alle, die noch streitfähig waren, standen in Reih und Glied, in ihren besten kriegerischen Schmuck gekleidet. Man sah ihnen die Strapazen der letzten Woche an, wer aber ein Auge hatte für den Ausdruck der Entschlossenheit, der auf den finstern Gesichtern lag, konnte nicht zweifeln, daß jeder einzelne sein Leben noch teuer genug verkaufen werde. Hie und da erblickte man auch einen Kranken oder Verwundeten, der seine Lanze oder sein Schwert als einen Stab brauchte, um sich mühsam aufrecht zu erhalten, aber dennoch vom Lager aufgestanden war, um mit seinen Brüdern vor dem Feind zu fallen. Mit dem Leben hatte jeder abgeschlossen.

Unsere drei Freunde gingen an den Ungarn und Kroaten vorüber auf den Ort zu, wo der Rest des deutschen Fähnleins sich aufgestellt hatte. Schimmelmann, den rechten Arm noch in der Binde, kam ihnen entgegen und rief: „Also — Gerber, sag' ich Euch Dank für Eure gute Meinung, daß Ihr sorgen wolltet für meine alten Tage. Ich habe wahrhaftig die ganze Nacht an meine Mutter gedacht, wie sich die gute Alte gefreut hätte, wenn ich das Kriegshandwerk aufgegeben, aber seht, es hat nicht sein sollen. Es bedarf nur noch kurzer Arbeit, dann sind wir alle gut aufgehoben. Aha," sagte er zu Joseph, „sieht man dich auch einmal mit Schwert und Spieß? Recht so, ja ich sage, es will heute keiner zurückbleiben. Es wäre auch eine Schande. Schaut nur die Leute an, wie sie die Zähne übereinander beißen und die Lanzen so fest in ihren Fäusten halten! Es wird ein Strauß werden, von dem die Türken noch in hundert Jahren erzählen sollen. Tretet hieher, wir vier wollen, so lang es geht, uns zusammenhalten."

Joseph hatte den Klaus Lindenhardt erblickt und war zu ihm gegangen, um ihm die Hand zu reichen.

„Wie geht's, Joseph?" fragte dieser teilnehmend.

„Gut," antwortete Joseph, „es schwindelt mir freilich noch manchmal vor den Augen, aber ich weiß, an wen ich glaube. Mein Heiland wird mich nicht verlassen auf dem ersten und letzten Weg, den ich in seinem Namen gehe."

„Gewiß nicht, bleib' nur dabei, wer beharret bis ans Ende, der wird selig werden. Ueber ein Kleines werden wir alle voll Freude sein. Guten Morgen Konrad, wie geht dir's? Du weinst, armer Bursche? Fürchte dich nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht mögen töten."

„Ach nein," sagte Konrad, „das ist's nicht, was mich bekümmert, aber just auf den heutigen Sonntag fällt Mariä Geburt, da feiern sie daheim die Kirchweih, und wenn mein Vater und meine Mutter um den Tisch sitzen und von ihrem abwesenden Sohn sprechen, werden wir alle bereits," —

„In der rechten Heimat sein," fuhr Lindenhardt fort, „wie's in der Kirchweih-Epistel geschrieben steht: in der heiligen Stadt, dem neuen Jerusalem, wo Gott wird abwischen alle Tränen von unsern Augen und wo der Tod nicht mehr sein wird, noch Leid noch Geschrei noch Schmerzen. Diese Worte sind ja wahrhaftig und gewiß."

„Gieb dich zufrieden," sagte Joseph, „gedenke, wie einen andern Trost deine Eltern haben, als mein armer Vater. O wenn ich nur auch" —

„Achtung! Jedermann in Reih und Glied!" kommandierte Lindenhardt, denn vor dem Thor entstand ein furchtbarer Lärm. Die bis unmittelbar vor das Schloß gerückten Türken hatten sich zum Sturm fertig gemacht. Da sie niemand auf der Mauer sahen, vermuteten sie irgend eine Kriegslist, und berieten laut, ob sie die Leitern anlegen, oder erst die Minen sprengen sollten. Die Entschlossensten waren bis auf die Brücke gedrungen und donnerten mit den Aexten an das Thor.

„Die haben Eile," sagte Schimmelmann, auf einen unter dem Thor aufgefahrenen Mörser deutend, dessen Mündung dem Eingang zugekehrt war. „Wenn sie wüßten, was sie für einen Morgengruß bekommen werden, würde es ihnen nicht so pressieren. Aha, da kommt schon der Graf, jetzt wird es losgehen!"

Das kaiserliche Banner in den Händen und von seinem Waffenträger und einen anderen Edlen begleitet, deren einer ihm einen kleinen Schild, eine sogenannte Rundele vortrug, trat der Graf in den Hof. Festen Schrittes ging er an der Mannschaft vorüber und erwiderte mit freundlichem Kopfnicken ihren Gruß. Auf seinen Wink stellten sich sechs Mann an das Thor, um es auf ein gegebenes Zeichen zu öffnen und ein Hauptmann trat mit brennender Lunte an den mit Eisenstücken und gehacktem Blei geladenen Mörser. Dann sprach der Graf:

„Brüder und redliche Kriegsleute, wir sehen es jetzt klar vor Augen, daß Gott uns strafen will mit Feuer. Das Feuer überwindet uns heute, nicht der Feind. Seine Gewalt und große Menge würde uns so viel nicht anhaben, wenn nicht die Feuersnot uns verdürbe. Nichts destoweniger gebührt es uns, daß wir die von Gott geschickte Strafe mit Geduld und dankbarem Gemüt annehmen, denn er will an uns unheimsuchen. Drum denke ich, ihr werdet sere und des ganzen Landes Sünde damit nicht vergessen haben, wie ich vor diesen Tagen euch meine Treue zugesagt, und ihr mir hinwiederum bei eurem Eide geschworen habt, daß wir miteinander siegen oder sterben wollen.

„Gott sei gelobt! bis auf diesen Tag ist unter uns nichts Uebels begangen, und kein Verräter gefunden worden, und das soll nun jetzt auch nicht geschehen. Daß wir diesen Ort nicht mehr länger halten können, das sehen wir alle: das Feuer ist nicht zu löschen, wenige sind unserer noch übrig, u. Lebensmittel haben wir auch nicht mehr, so daß wir und eure Weiber und Kinder müßten verhungern und verdursten.

Fortsetzung folgt.

Fortsetzung von Seite 2.

ihn zum Obervogt von Hornberg, wo er dann unter dem Namen Huldreich Engster zwei Jahre lang sicher war, bis der Passauer Vertrag auch ihm die Freiheit wieder verschaffte. Er wirkte noch lange im Segen und hatte einen wichtigen Antheil an der Reformation von Württemberg.

(Aus Past. W. Stechaw's Sammlung.)

Behandlung der Saatfrucht gegen Rost und Brand.

Als das beste Mittel zur Bekämpfung von Rost und Brand im Getreide gilt die Methode des Prof. Goff vom Wisconsin Ackerbau-College in Madison.

Die Behandlung der Sattfrucht geschieht mit Formalin, das in jeder Apotheke zu 35 bis 50 Cents das Pfund zu haben ist. Dieses wird im Verhältnis von 1 Pfund zu 50 Gallonen Wasser aufgelöst. Die Saatfrucht wird auf dem Scheunenflur etwa 4 Zoll hoch ausgebreitet und dann mit der Mischung aus einer Gießkanne gut durchnäßt. Das geschieht mit einer gleichen zweiten Schicht darauf, oder noch mehr je nach der Qualität, worauf man den Haufen mehrere Stunden liegen läßt. Um den Samen zu trocknen, sollte er in den nächsten zwei Tagen mehrmals gut umgeschaufelt werden. Wird bei der Aussaat breitwürfig gesät, dann braucht der Same nicht vollständig trocken zu sein. Auf ein Buschelmaß rechnet man 1 Gallone Formalinlösung, oder mit 1 Pfund Formalin und einem Faß Wasser kann man 50 Buschel behandeln. Der Stoff ist weder ätzend noch giftig und kann ohne Gefahr angewendet werden.

Die Bekämpfung des Gophers.

Der Schaden, den die Gophers anrichten, ist ein riesiger, sie schaden nicht nur in Getreidefeldern, sondern auch in Klee- und Alfalfa-Feldern, auf Wiesen und Weiden, in Mais-Feldern sowohl als in Gemüsegärten. Der Schaden ist ein zweifacher, indem sie nicht nur die Pflanzen selbst zerstören, sondern auch kleine Hügel aufwerfen, wodurch das Mähen erschwert wird. Man kann noch hinzufügen, daß die Gophers viel Getreide niedertreten, und schon dadurch der Schaden, den sie anrichten, ein ungeheuer ist. Im zeitlichen Frühjahr paaren sich die Gophers und bringen zahlreiche Junge zur Welt, sehr oft von 10—12 Stück. Wenn man daher einen weiblichen Gopher unschädlich macht, so hat man später weniger zu bekämpfen. Es wurde behauptet, daß das Strychnine nicht so sicher wirkt, als es wirken soll. Dafür könnten 2 Gründe angeführt werden und zwar erstens, daß das Strychnine sich nicht gut in Wasser auflöst, selbst in heißem Wasser nicht und zweitens, daß die Gophers nur wenig Futter auf einmal zu sich nehmen. Um diese Schädlinge also zu bekämpfen, muß viel von dem Gift im Futter sein, das Strychnine auch löslich sein, und in einer Form, welche das Tier gerne annimmt. Strychnine ist leicht löslich in heißem angesäuertem Wasser, und es wird daher folgende Methode empfohlen.

Man bringt ein Quart Essig zum kochen, setzt eine Unze Strychnine dazu, rührt mit einem Stock um, bis es sich vollständig aufgelöst hat und setzt dann 6 Quart heißes Wasser dazu. Diese Lösung schüttet man auf 20 Pfund Weizen oder Mais, und läßt dies ungefähr 18 Stunden stehen, oder so lange, bis sich die Lösung gänzlich aufgesaugt hat. Der Haufen muß aber sehr häufig gerührt werden, damit das Gift überall vollkommen eindringt. Diese Masse wird dann irgendwo zum trocknen ausgebreitet, dabei aber berücksichtigt, daß weder Kinder noch Tiere dazu kommen können, denn es ist ein sehr starkes Gift. Nun löst man 6 Pfund Zucker in 6 Quart Wasser auf, und kocht so lange, bis es auf eine Gallone reduziert ist und läßt es dann abkühlen. Wenn es genügend abgekühlt ist, setzt man einen Eßlöffel voll Anisöl dazu. Man hat nun einen dicken Sirup, welchen man über das fast trockene vergiftete Getreide schüttet, und dann gut mischt, damit jedes Korn mit etwas Sirup bedeckt ist. Man läßt nun das Getreide vollkommen trocknen, muß aber dabei häufig umrühren, damit es nicht zu einer Masse zusammentrocknet. Der Geruch des Anisöls zieht die Gopher an, und jedes Korn soll so viel Gift enthalten, damit der Gopher, der es frißt, auch davon verendet. Diese Körner können zu irgend einer Zeit verwendet werden, aber man muß dafür Sorge tragen, daß man Vögel oder andere Tiere damit nicht vergiftet. Einige Körner, welche man in der Nähe eines Gopher-Hügels in den Boden steckt, werden diesen Schädling auf jeden Fall anziehen und ihn auch vernichten.

Ratten zu vertilgen.

Man stelle an einen Ort, wo die Ratten, aber keine Hausthiere hinkommen können, Abends eine Schüssel mit einer Mischung von feinerem Mehl und Zucker, daneben eine Schüssel mit frischem Wasser; das wiederhole man, sobald die Ratten diese Mischung gefressen haben. Beim dritten Male mische man zu dem Mehl und Zucker ein Drittel fein gepulvertes Kalkmehl (ungelöschter Kalk). Die Wirkung ist unausbleiblich.

Selbstsucht überwinden, heißt Selbstsucht üben.